

Israel

Eine Pilgerfahrt mit Pfarrer Franz Jantsch



29. April bis 9. Mai 1999

Johann GÜNTHER

Israel
1999

<u>VORWORT</u>	<u>5</u>
<u>ANREISE</u>	<u>6</u>
<u>FREITAG: JERUSALEM</u>	<u>8</u>
<u>SABBAT: JERUSALEM TEMPELBERG - BETHLEHEM</u>	<u>20</u>
<u>SONNTAG: TOTES MEER – WÜSTE JUDA</u>	<u>27</u>
<u>MONTAG: WESTJORDANLAND - NABLOS</u>	<u>36</u>
<u>DIENSTAG: JERUSALEM – SEE GENEZARETH</u>	<u>44</u>
<u>MITTWOCH: NAZARETH – GIDEON QUELLE - BERG TABOR</u>	<u>55</u>
<u>DONNERSTAG: BERG DER SELIGPREISUNG – GOLANHÖHEN – BETSEIDA - KAPERNAUM</u>	<u>64</u>

<u>FREITAG: HÖRNER VON HATTIN – TAL DER TAUBEN – PETERSKIRCHE – TABGHA - BOOTFAHRT</u>	75
<u>SABBAT: HAIFA – KARMEL – KIRCHE DER SELIGPREISUNG</u>	84
<u>SONNTAG: CÄSAREA – TEL AVIV – HEIMFLUG</u>	91
<u>LANDKARTE</u>	96
<u>HOTEL DAVID</u>	97
<u>HOTELRECHNUNG</u>	98
<u>AN DER KLAGEMAUER</u>	100
<u>IMPRESSIONEN</u>	101

Vorwort

Eine neue Art von Urlaub stand bevor. Ohne Reiseführer. Ohne geplante Kunstbesichtigung und trotzdem ein fernes, geschichtsträchtiges Land. Diesmal ging es darum die Geschichte zu erleben und nicht zu erlesen. Die Umgebung auf sich wirken zu lassen. Nicht im Reiseführer die Geschichte des Gebäudes vor dem man steht nachlesen, sondern die Erlebnisse der alten Mauern spüren. Ihre Ausstrahlung auf sich wirken lassen.

So wurden wir vom Reiseleiter, unserem Pfarrer vorbereitet.

In der Vorbesprechung hängte er jedem eine Lederschnur mit einer Muschel um; das alte Symbol der Pilger. Wie schon vor 1000 Jahren zogen auch wir ins gelobte Land. Unsere Reise ging schneller als zur Kreuzritterzeit. Zwar mußte unser Flugzeug wegen des Jugoslawienkrieges einen Umweg machen, aber in drei Stunden waren wir dort.



Ich hatte diese „Arbeitsunterbrechung“ schon notwendig. Der Streß war schon unerträglich geworden. Die bevorstehenden zehn Tage in Israel sollten mich wieder auf ein belastbares Niveau bringen. Den Abend vor der Abreise verbrachte ich noch bis 22 Uhr mit Arbeit im Büro. Die Grundvoraussetzungen waren gegeben.

Anreise

Nach den administrativen Einreiseformalitäten am Flughafen Ben Gurion in Tel Aviv und dem Gepäcktransport zum Bus ging es hinauf nach Jerusalem. Es war später Nachmittag und ein Verkehrsstau nahm uns auf, wie es ihn inzwischen überall auf der Welt gibt. Wir kamen nur langsam vorwärts. Unser Bus schob sich mit all den anderen Autos die 40 Kilometer nach Jerusalem. Kein romantischer Eintritt in die Stadt.



Die Hügel sind mehr und mehr verbaut. Die Stadt dehnt sich immer weiter hinaus aufs Land. Eine Stadt wie jede andere zum Ankommen. Nichts von der „heiligen“ Stadt. Das Hotel an der Westseite war ein amerikanisierter Betrieb. Es hieß „Kings Hotel“. An den Fenstern hängen Blumenkisteln mit roten Begonien. Ende April hängen diese blühend in riesigen Wogen herunter.

Wie zu Hause im Tiroler Bergdorf Alpbach im August. Dieses Hotel sollte die nächsten 5 Tage unser Zuhause werden. Wie beim Basislager einer Bergtour wurden die Koffer entleert und das Gewand in den Hotelzimmerkasten gelegt. Wie die Bergsteiger im Basislager saßen wir am Zimmer und warteten, was nun weiter auf uns zukommen würde.

Freitag: Jerusalem

Um 8 Uhr starteten wir mit einem Bus. Um 17,30 Uhr führte er uns vom Jaffator zurück zum Hotel. Ein langer Tag. Am Morgen noch unvorstellbar, aber – mein früherer Chef Derek Edwards hätte gesagt „We did it“.

Es war auch ein sehr bunter Tag. Er zeigte uns die Unterschiede und die Vielfalt Jerusalems. Die Schnittstelle zwischen Orient und Okzident: den Beginn Arabiens und den europäisierten Teil. Die Grenze der alten Kulturen Ägyptens und Mesopotamiens. Die unterschiedlichen Religionsgemeinschaften, die hier ihre Heiligen verehren.



Entlang der Stadtmauer fuhren wir hinunter ins Kidrontal zur Kirche der Nationen. Hier hat Jesus Blut geschwitzt. Im Garten standen einige der Ölbäume, die schon zu Jesus Zeiten standen. Gegenüber die Tempelmauer. Es waren noch wenige Leute hier. Eine Gruppe deutscher Franziskaner betete am Felsen in der Kirche. Auch wir beteten vor dieser Kultstätte. Die Fortgeschrittenen unter uns küßten den Stein. Man mußte sich dazu über ein kleines Eisengitter beugen. Es symbolisierte die Dornenkrone. Egal ob man nun gläubiger Christ ist oder nicht: der Platz hatte eine besondere Ausstrahlung.

Gleich daneben tauchten wir dann in eine irrealer Welt ein: das Grab der Jungfrau Maria. Eine steile Steinsteige führte hinunter in eine ehemalige Zisterne, die heute eine Kirche ist. Eine unterirdische



Kirche. Kopten und Orthodoxe feierten gleichzeitig eine Messe. Die koptischen Christen links vom Eingang, die Orthodoxen rechts, dort

wo auch das Grab Maria verehrt wird. Ein Priester mit einer Krone am Kopf las eine Messe. Zwei weitere standen etwas weiter hinten und sangen mit. Einer von ihnen verwehrte uns den Zutritt zum Grab. Jede der Gruppen sang ihre Messe. Jeder versuchte lauter zu sein als der andere. Trotzdem störten sie sich nicht. Die Kirche war mit Weihrauch geschwängert. Der Priester schwang das Weihrauchfass, wie ein Kind ein Spielzeug. Als ich als kleiner Bub Milch kaufen mußte, schwang ich die blecherne Milchkanne ähnlich verspielt und gleichzeitig riskant. So, wie mir aber nie Milch ausrann, blieb auch die glühende Kohle mit dem Weihrauch im Weihrauchfaß.



Auf ebenen Wegen schoben wir Franz in einem Rollstuhl. Der Weg zur Nationenkirche war so grob gepflastert, daß es ihm unangenehm war und er ausstieg um selbst zu gehen. Auch die Stiegen hinunter zur

Grabeskirche Marias machte er – zwar gestützt – selbst. Beim Weg hinauf ging er schon schneller. Er nahm immer gleich zwei Stufen. Hatte ihn die Mystik der Messen gestärkt?

Der jüdische Friedhof lag schön im Sonnenlicht. Er streckte sich hinauf bis zur Tempel- und Stadtmauer, nur durchbrochen von einer Autostraße, die auch wir zurück fuhren. Bis zum Zionstor durfte der Bus nicht vorfahren. Das letzte Stück mußten wir zu Fuß hinauf. Nach dem Tor dann eine Sicherheitskontrolle wie am Flughafen. Wir gaben alle Metallstücke ab und gingen durch den Detektor, der Waffen signalisieren sollte. Waffen, die man zum Platz vor der Klagemauer nicht mitnehmen durfte.



Im Schatten eines Baumes gab uns Franz Instruktionen, wie wir uns zu verhalten hätten. Unter diesem Baum sollten wir uns in einer 3/4 Stunde wieder treffen. Männer und Frauen wurden getrennt. So wie fast alle Religionen sind auch bei den Juden die Frauen unterprivilegiert. Ihnen steht nur ein kleines Stück der Klagemauer



zum Gebet zur Verfügung. Die Männer haben den Hauptteil und auch die anschließenden Gewölbe. Dort setzte ich mich ganz hinten für eine Viertel Stunde in einen Sessel und beobachtete. Beobachtete, wie sie beteten und wie sie sich dabei bewegten. Wie sie sich dabei

mit einem schwarzen Lederriemen den Oberarm abbanden. Wie sie versunken aus Büchern lasen. Bücher zum Umblättern oder Bücher in einem Holzkasten in Form einer auf zwei Rollen aufgewickelten Papierrolle, die von außen gedreht werden konnten. Der Papierstreifen konnte so durchgelesen werden. Manche hängten sich ein weißes Tuch um. Andere beteten, so wie sie von der Straße kamen. Alle aber hatten eine Kopfbedeckung. Einen schwarzen großen Hut oder kleine Kappen am Hinterkopf. Auch die Nichtjuden mußten das Haupt bedecken. Ich hatte eine sehr touristische weiße Sonnenmütze. Am Eingang konnte man sich aber auch einen kleinen Papierhut nehmen.



Neben mir saß ein junger Mann, der seine zwei kleinen Buben mit hatte und sie in die Kunst des Gebets einzuweisen versuchte. Kaum widmete er sich einem, begann der andere schon wieder zu spielen. Er aber blieb ruhig und konsequent. Viel Geduld und Übung sollte Meister aus ihnen machen.

Leise bemurmelten sie die großen Quadersteine mit ihren Gebeten. Andere steckten kleine Zettelchen mit Gebeten und Wünschen in die Ritzen. Über und über waren sie bereits vollgestopft. Auch hier spürte man etwas Überirdisches. Auch wir Nichtjuden standen an der Mauer und berührten sie mit den Handflächen. Über die Hände kam Energie zurück. Energie, die viele viele Menschen über hunderte von Jahren eingespeichert hatten.

Durch den arabischen Bazar wanderten wir in das andere religiöse Extrem Jerusalems, zur Grabeskirche der Christen. Viele Religionen teilen sich diesen Bau und geizen um jeden Millimeter. Franz erzählte uns am Abend, daß die Grenze oft mit Teppichen angezeigt wird. Teppiche, die dann in der Nacht heimlich um wenige Zentimeter –



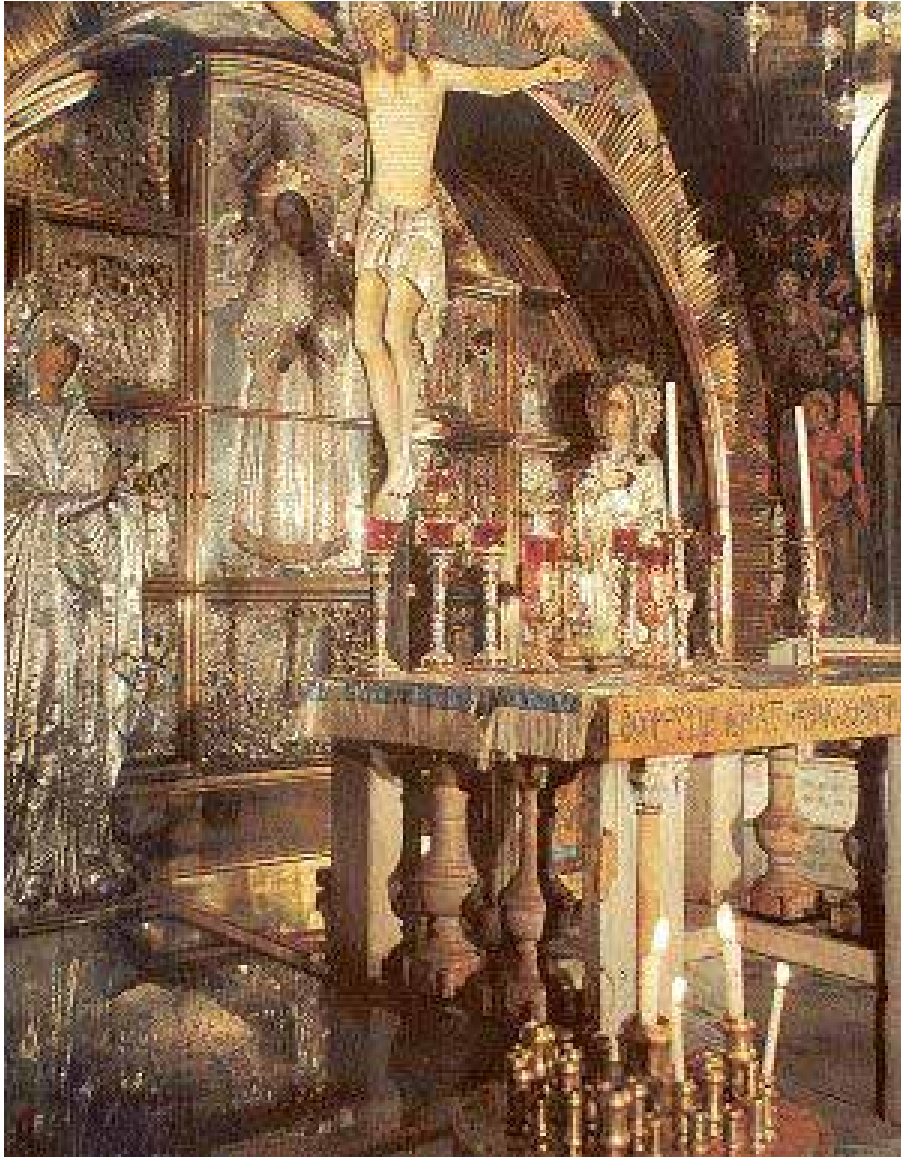
zum eigenen Vorteil – verschoben werden. Oft kam es sogar zu Raufereien zwischen den Geistlichen. Auch Änderungen und Umbauten sind schwierig, weil sie die Zustimmung aller Religionsgemeinschaften brauchen. Franz schickte Brigitte voraus, um zu schauen, ob viele Leute in der Kirche seien. „Wenige“ brachte die Botin als Nachricht, daher gingen wir noch vor der Mittagspause rein. Hinauf über die steile Steinstufen zum Berg Golgotha, wo Jesus gekreuzigt wurde. An der Stelle wo das Kreuz aufgerichtet war, steht ein prunkvoller Altar. Unter dem Altartisch ist ein mit Goldverzierung ausgelegtes Loch,

in dem das Kreuz gesteckt sein soll. Man kniet unter dem Altar und greift ins Loch hinein, was auch wir taten - einer nach dem anderen. Man sieht nicht was drinnen ist. Man spürt nur einen Felsen. Die letzten Reste der Natur.

Alles wurde über- und umbaut. Prunkvoll ausgestattet. Viele Kirchen in einer großen Kirche, die sich Grabeskirche nennt.

Gleich beim Eingang der Felsen, auf dem Jesus einbalsamiert wurde. Goldene Öllampen hängen darüber. Die Pilger küssen den Stein.

Das Grab selbst ist eine Kirche in der Kirche. Nichts ist mehr übrig vom ursprünglichen Steingrab. Nur symbolische Felsstücke. Stellvertretend für die Natur.



Durch eine kleine Steintür muss man hinein zum Grab. Nur vier Menschen haben Platz, um vor einem überladenen Altar zu knien. Das soll ein Grab gewesen sein? Nichts erinnert mehr daran. Die Zeremonie des Anstellens und des Wartens auf das Eingelassenwerden macht es aber zu einem besonderen Erlebnis.

Rundherum noch viele Kapellen. Um uns aber nicht zu sehr zu verwirren, beläßt es unser geistiger Führer Franz bei der Kreuzeskapelle und der Grabesstelle.

Die Steinfußböden waren mit Öl eingelassen und rochen so wie unsere Holzböden, wenn sie gebohnt wurden.



Monika wartete in einem Restaurant auf uns. Sie besetzte die Tische für uns 34 Pilger aus Österreich.

Schon vorher sahen wir dieses Brot in den Straßen. Wie es auf großen Tablets getragen und zum Verkauf angeboten wurde. Weißbrot hellbraun gebacken mit Sesam. Es wirkte sehr knusprig. So richtig zum Anbeißen. Jetzt aßen wir es mit Wasser und Kaffee. Wie in



orientalischen Ländern üblich fehlte auch die Süßigkeit nicht. Nicht jeder an meinem Tisch reflektierte darauf, so daß ich es zu zwei Nachspeisen brachte. Franz saß bei uns am Tisch. Er aß sehr wenig. Irgendwie stärkte er sich aber doch auch, denn alle zogen wir erfrischt in den Nachmittag.



Durch den Bazar gingen wir hinauf auf den Berg Zion. Im Haus, in dem Jesus das letzte Abendmahl hielt, sangen wir Lieder. Eine holländische

Touristengruppe bestaunte uns. In der abendlichen Andacht – Manager würden dies „Feed Back Runde“ nennen – stellte sich heraus, daß dies der beeindruckendste Teil des Tages für viele war.

Vor zwei Uhr trafen wir im Benediktinerkloster ein. Hier ist die Kirche, die an Marias Tod erinnert. Vor der Kirche wurden Gruppenfotos geschossen. Durch das gegenseitige Fotografieren hatte nur einer aus unserer Gruppe, der einem Fremden seine Kamera gab, eine komplette Gruppenaufnahme. Der versperrten Kirche ausweichend kauften wir im Klostershop Bücher und Ansichtskarten. Ein alter Mesner führte uns in die Unterkirche. Auch unser geh behinderte Franz zwängte sich die Wendeltreppe hinunter.



Nach dieser Andacht war das offizielle Programm des Tages zu Ende. Es formierten sich kleine Gruppen. Einige gingen zurück zum Hotel um zu rasten. Andere gingen auf einen Kaffee trinken. Wir schlossen uns einer Gruppe an, die zum österreichischen Hospiz wollte. Durch den Bazar landeten wir dann wieder bei der Grabeskirche. In der benachbarten Erlöserkirche bestiegen wir den Turm. Der hohe Turm

inmitten der Altstadt gab den wohl schönsten Blick. Von oben konnten wir die einzelnen Bauwerke aus der Vogelperspektive mit dem Stadtplan vergleichen. Hinüber zum Ölberg, den Tempelberg mit seinen Moscheen, die benachbarte Grabeskirche mit ihren Kuppeln und auch unser nächstes Ziel, das österreichische Hospiz, konnten wir schon sehen. Am Dach des Hauses standen Menschen.



Von hier oben sahen wir die, rund um die Altstadt führende, mittelalterliche Stadtmauer mit ihren vielen Toren: das schöne Damaskustor mit vielen Zinnen im Norden, das Tor des Herodes, das Jaffa Tor, von dem aus wir am schnellsten unser Hotel erreichen konnten

und weit unten im Süden das Zion Tor, wo wir herkamen. Die Stiege aus Stein war sehr eng. Beim Abstieg mußte eine entgegenkommende Gruppe nochmals umkehren, um uns vorbei zu lassen.



Hannelore stieg trotz Schwindelgefühl und bereits dick angeschwollenem Fuß, mit hinauf. Wieder zurück am Stadtniveau

belohnte sie sich mit einem Sonnenhut. Eine Freundin half ihr beim Handeln, um im Nachhinein festzustellen, daß der bezahlte rabattierte Preis dem offiziellen Verkaufspreis in einem anderen Geschäft entsprach.



Durch die Verkaufsverhandlungen hatten wir die anderen Gruppenmitglieder verloren. Ein kleiner Araber schickte uns in die falsche Richtung. Da brachte ich meinen Orientierungssinn ein und wir folgten diesem Gefühl. Es führte uns sicher zum österreichischen Hospiz.



In der Via Dolorosa trafen wir zwei Pilgergruppen, die, mit einem Holzkreuz an der Spitze dem Kreuzweg Jesu folgten. Singend und betend zogen sie von einer Kreuzwegstation zur nächsten. Es war Freitagnachmittag und 3 Uhr vorbei. Man gedachte des Todesmarsches Jesus. Araber verkauften dazwischen ihre Souvenirs.



Das Hospiz hat keinerlei Werbung. Nur Insider wissen, daß es hier österreichischen Kaffee und österreichische Mehlspeisen gibt. Wir läuteten an. Das Haustor wurde uns geöffnet. Dann standen wir vor einem Gittertor. Dieses konnte erst als das

geöffnet werden, Haustor geschlossen war. Schleuse, die unerwünschte Besucher abhalten sollte. Im schattigen tranken wir



Eine

Garten Wiener

Melange und aßen Apfelstrudel. Auch die Kellnerinnen waren aus Österreich und waren auch angezogen wie in Wiener Kaffeehäusern: schwarze Kleider mit weißen Schürzen. Ein Teil unserer Gruppe saß schon hier und ein weiterer traf später ein.

So verging der anfangs lang erschienene Tag und es war Zeit zum Platz vor dem Zionstor zurückzugehen, weil der Bus wartete. Im arabischen Viertel kamen uns viele festlich gekleidete Moslems entgegen. Frauen verschleiert und Männer schön gekleidet. Für sie ist der Freitag „der“ Feiertag der Woche an dem man abends in die Moschee geht.



Nach dem Abendessen saßen wir alle in einem Raum beisammen. Franz eröffnete und schloß so den Tag mit den Worten: „Es war der zweite Tag. Es ward morgen und es ward abend und Gott sah daß es gut war“.

Sabbat: Jerusalem Tempelberg - Bethlehem

Zu Hause erzählten uns einige Bekannte vom fehlenden Service und nicht funktionierenden Lift. Am Sabbat würde nicht gearbeitet. Das Essen würde in Papiertellern serviert, weil eben nicht abgewaschen werde und die Getränke trinke man aus Wegwerf-Plastikbechern.

So kam es aber nicht. Für mich sah das Frühstücksbuffet so wie immer aus. Mitreisende erzählten von der fehlenden Eierspeis, die mir aber nie fehlte, weil ich das nicht esse. Die Lifts fuhren ganz normal, nur einer war auf Sabbat eingestellt und blieb in jedem Stockwerk stehen, damit die Fahrgäste keinen Knopf drücken mußten.

Wir umgingen die Nichtarbeit der Juden am Sabbat dadurch, daß wir moslemische Gebiete besuchten. Am Vormittag den Tempelberg und am Nachmittag Bethlehem.

Der Tempelberg ist voll in der Hand der Araber. Warum ihn die Juden im 7 Tage Krieg nicht eroberten?

Nur die konservativen Juden träumen noch davon an Stelle der beiden Moscheen den Tempel wieder aufzubauen.

Vom Kidrontal herauf kamen wir über das Zionstor in die Altstadt. Die Sicherheitskontrolle wie beim Besuch der Klagemauer. Nur heute gingen wir gleich nachher rechts hinauf zum Tempelberg. Eine zweite Sicherheitskontrolle. Diesmal von den Arabern. Sie wollen keine Juden in ihrem Bezirk. Angeblich hatte sich einmal ein Jude als Christ ausgegeben und eingeschwindelt. Als er erkannt wurde, haben ihn die Moslems zu Tode geprügelt. Das Heiligtum war verletzt worden.

Überall Soldaten mit Maschinenpistolen und Gewehren. Wie auf der jüdischen Seite. Soldaten sind Soldaten, ob Juden oder Araber. Sie sehen für uns Fremde alle gleich aus.



Vor der El Aksa Moschee saßen wir unter einem schattigen Baum und lauschten der Einführung von Franz. Wie sich die Kulturen um diesen Platz stritten. Daß drei Religionen darauf Anspruch erheben und daß die eine Moschee nicht mehr in Betrieb sei und die andere, die Al Aksa, eine der größten der Welt sei. Der Felsendom wurde vor 1400 Jahren gebaut. Der Felsen sei der Legende nach der Punkt, wo Mohamed mit seinem Pferd die Erde verlassen habe, aber wahrscheinlich ist es ein noch viel älterer Kultplatz. Die Strahlung konnten wir dann

auch spüren. Richtig aufgeladen wurde man, wenn man den Fels berührte. Unter dem Felsen gibt es eine Krypta. Ich hatte Glück und es waren nur eine junge arabische Familie unten. Die Frau hockte mit einem kleinen Kind am Ende der Höhle und meditierte. Erst als eine Touristengruppe mit Reiseführer einfiel verließen sie, und auch ich, die Grotte.

Ein wunderschöner Bau. Eine riesige Kuppel und über und über voll mit Mosaiken. Der König von Jordanien ließ die Kuppel vergolden. Er verkaufte seine Villa in Paris, um diese Arbeiten zahlen zu können. Indirekt wurde damit der Anspruch der Jordanier auf dieses Gebiet wieder erneuert.

Als wir die Treppen auf den Vorplatz hinauf zur Moschee stiegen war es, als würden wir einen ehrwürdigen Raum betreten. Ein Kontrast zur Stadt, wo sich die Häuser eng aneinanderreihen, wo die



Gassen so eng sind, daß kein Auto queren kann. Und hier heroben weite freie Flächen.

An der El Aksa Moschee wurde gearbeitet. Schon von weitem hörten wir das anspornende Schreien der Arbeiter. Sie holten aus dem Unterbau Bauschutt, Erde und Steine heraus. Eine Kette von Männern reichte Kübel um Kübel hinauf auf einen Traktoranhänger. Über eine zweite Menschenkette gingen die leeren Kübel wieder hinunter.

Die siebenschiffige Moschee strahlte mehr Ruhe aus als der Felsendom. In eigenen Sektoren beteten die Mohammedaner. Auch einige dunkelhäutige Frauen hielten Andacht. Ihre bunten Kleider wirkten auf ihrem schwarzen Teint märchenhaft.

Im Park lagerten einige arabische Familien und picknickten. Fast ausschließlich Frauen mit Kindern. Großfamilien, bei denen nur in Ausnahmefällen auch Männer dabei waren. Der Sabbat, der freie Tag der Juden hat so auch Auswirkungen auf die Araber, die Arbeiter der Juden. Sie haben an diesem Tag frei.

In der Via Dolorosa besuchten wir das Sankt Anna Kloster. Eine Pilgergruppe sang sehr laut – zu laut. Das gotische Kirchenschiff vertrug diese lauten Töne nicht mehr. Sie überschlugen sich. Wir gingen hinunter in die Krypta. Selbst dort verfolgte uns noch das laute Singen aus der Kirche. Trotzdem stimmten wir unsere Lieder an. Wie am Vortag in der Grabeskirche Marias die Orthodoxen und Kopten. Konkurrenzierende Zeremonien. Franz wartete im Garten.



Mit dem Rollstuhl fuhren wir beim Stefanstor hinaus und passierten die arabische Sicherheitskontrolle in umgekehrter Richtung. An der Straße unten beim Friedhof wartete unser Bus.

Er brachte uns aus der Stadt hinaus auf einen Hügel, von dem aus man einen schönen Panoramablick über die Stadt Jerusalem hatte. Ein reicher Amerikaner hat diesen Erholungspark angelegt. Unter einer

Schatten spendenden Veranda aßen wir das Mitgebrachte: Sesambrot, Mineralwasser, Käse, Kekse, Yoghurt und sogar Wurst.



Es war sehr heiß geworden. Wir schwitzten in der Sonne. Die Fotoapparate klickten und hielten die gegenüberliegende Stadt fest. Vor zwanzig Jahren waren viele der Hügel noch unverbaut. Heute ist es ein durchgehendes Häusermeer. Obwohl die Juden versprochen östlich keine Bauten mehr zu errichten sahen wir unzählige Baustellen. Strategische Positionierungen. Wie soll da Frieden entstehen? Franz erzählte, daß ihm eine Kinderdorfmutter des hiesigen SOS Kinderdorfs erzählte, daß die Araber in den Tälern wohnen und die Juden oben auf den Hügeln. Sie bauen ihre Wohnhäuser strategisch. Da kann nie Frieden entstehen.

Die Palästinenser wohnen in Enklaven zwischen den israelischen Gebieten. Wie Indianerreservate in den USA. In so einer palästinensischen Enklave liegt Bethlehem. Militärs waren verbarrikadiert und kontrollieren den Verkehr. Auf der einen Seite die Juden und wenige Meter später die Palästinenser. Wachtürme, Sandsäcke und



Straßensperren erinnern, daß es doch des Öfteren zu Ausschreitungen kommt.

Bethlehem, die Geburtsstadt Jesus ist eine arabische Kleinstadt. Ohne die Geburtskirche würden nur wenige Touristen hinfahren. Heute boomt die Stadt. Man baut, wo man noch bauen kann und bereitet sich auf einen Touristen- und Pilgeransturm im Jahr 2000, dem heiligen Jahr, vor.



Über eine niedrige Tür kommt man in die Geburtskirche. Man hat sie so niedrig gebaut, damit die andersgläubigen Besetzer – damit waren über viele Jahrhunderte die Türken gemeint – nicht mit den Pferden hineinreiten konnten und den heiligen Platz entehren würden.

Auch hier teilen sich viele Religionen die Gedenkstätte und genaue Regeln fixieren wer was wann darf. Vor uns war eine Touristengruppe in der Krypta bei der Krippe Jesus. Sie ließen sich respektlos mit dem goldenen Stern, der die Geburtsstelle anzeigt fotografieren. Wir mußten warten. Ich führte mit Brigitte Franz die steilen Stiegen hinunter. Ich hatte wenig einprägsame Eindrücke mitgenommen. Zu viel Hektik. Zu viel Lärm.

In einer kleinen Krypta der katholischen Kirche feierten wir mit Franz eine Messe und sangen bei 25 Grad Hitze Weihnachtslieder. Hier fand die Gruppe bunt zusammengewürfelter Menschen erstmals näher zusammen. Beim Friedensgruß umarmten und küßten wir uns. Einige weinten vor Freude. Es war ergreifend und auch einfach.

Der Platz vor der Kirche wurde erweitert und modernisiert. In einem der neuen Kaffeehäuser tranken wir eine Tasse Kaffee. Mit Ute ging ich dann in die Altstadt hinein, oder besser gesagt hinauf. Die Straße war steil, staubig und schmutzig. Waren standen zum Verkauf bereit: Gemüse, Obst, Fleisch, Blechwaren, Spielsachen, Möbel,



Elektrogeräte und Souvenirs. Alles verstaubt, wie auch unsere Schuhe. Ein Kontrastprogramm innerhalb weniger hundert Meter. Unten der touristische Hauptplatz und dahinter die arabische Einkaufsstraße.

Um 5 Uhr waren wir im Hotel. Alle gingen ins Zimmer um sich vom anstrengenden Tag auszuruhen.

Auch ich vergaß meinen Plan in die Altstadt zu gehen und las in einem Buch, studierte den Reiseführer und tippte die Eindrücke des Tages in den mitgebrachten Computer.

Als ich diesen Text unter dem Namen „Israel.doc“ speichern wollte, meldete mein Computer, daß dieser Dokumentenname schon existierte. Ich schaute nach und fand das folgende Gedicht, das mir Marion vor zwei Jahren aus Jerusalem mailte:

Israel

*Heimat
der Heimatlosen
Sonnenaufgang
des sehnsüchtig Wartenden
Oase
des nach Land dürstenden Verzweifelten
David
der sich von Goliath nicht ins Meer drängen läßt*

*Dort wo Jesu Blut in Mohammeds Fußabdruck tropft
und die Menschen betend hinter der Mauer stehen
Dort wo singende Juden den Ruf des Muezens
und das Glockenläuten der Kirchen übertönen
Dort wo der Ursprung dieser Vielfalt allgegenwärtig ist.*

*Frühling
der in Dich verliebten
Kühler Wasserfall
der erhitzten Gemüter
Stolze Träne der Mütter
die im Meer der Toten versieget
Heimat
der Heimatlosen*

Wann wirst Du Dein Shalom finden?

Marion Maruschka

Sonntag: Totes Meer – Wüste Juda

„Wir sind Sonntagskinder“ sagte ich zu Elisabeth, als wir entlang des Toten Meeres fuhren. Unter uns das blaue salzige Meer. An den rechten Busfenstern – wir fuhren Richtung Süden – sahen die kahlen Berge der Wüste Judäa herein. Wir leben nicht nur in einer Welt und in einer Gesellschaft, wo uns nichts abgeht, wir haben zusätzlich noch Glück. Glück daß wir in Israel sein dürfen, daß wir die Reise genießen können und daß wir laufend Eindrücke vermittelt bekommen, die kein Reisebüro organisieren könnte.

Am Vorabend fuhren wir mit dem Taxi auf den Ölberg und wanderten entlang der Friedhöfe hinunter zur Kirche der Nationen. Die Grabsteine waren von unten mit Scheinwerfern angestrahlt und warfen lange Schatten. Ein Tor war offen und wir gingen hinein. Wir wanderten durch die Gräberreihen. Die Grabsteine sind nicht mit Blumen geschmückt, sondern man legt Steine auf die Steinplatte. Auch wir legten auf einige Steine. Das wirkte nicht kalt. Vielleicht sogar lebendiger als bunte Blumen. Der ganze Friedhof wirkte nicht traurig. Nur die Scheinwerfer gaben uns das Gefühl, als verfolgen sie uns.

Vor einem russisch orthodoxen Kloster sangen wir ein Lied und Ute las aus der Bibel die Stelle von Jesus am Ölberg. Da öffnete sich das Tor des Klosters. Zwei Frauen kamen heraus. Wir kamen ins Gespräch. Eine war Bulgarin und kam von der Abendmesse. Sie wohnt in der Stadt. Einige Frauen gingen hinein aufs Klo. Für eine Führung war die Pförtnerin schon zu müde. Zeitig müsse sie wieder aufstehen. Sie empfahl uns die Grabeskirche zu besuchen. Am Samstag Abend seien die ganze Nacht über Messen.

Die Kirche der Nationen war beleuchtet. Wir verharrten einige Augenblicke vor ihr. Trotz des starken Verkehrs ein besinnlicher

Augenblick. Dann wanderten wir hinauf zum Misttor und in die Altstadt hinein.

Die Straßen waren menschenleer. Keine Polizeikontrolle mehr. Keine Sicherheitswache. Ungehindert konnten wir durch das arabische Viertel wandern. Nur vereinzelt waren noch Geschäfte offen. Ab und zu ein Fußgeher oder ein Auto. Alleine würde man sich fürchten. Wir waren zu Zehnt. Beim österreichischen Hospiz wanderten wir den Kreuzweg nach hinauf zur Grabeskirche. Ich ging mit Ute voraus. Wir waren im Gespräch vertieft und führten die Gruppe einen falschen Weg. Von hinten kamen wir zur Grabeskirche. Sie war versperrt. Erst um Mitternacht beginne die erste Messe. Zwei Stunden warten, das war zu lange. Über das Jaffa Tor gingen wir zurück zum Hotel. Die nicht so Gehstarken nahmen sich ein Taxi.

Ein schöner Tagesausklang, den man nirgends bestellen oder buchen kann. Er kommt eben. Wenn er in Jerusalem passiert verspürt man es noch stärker.

Heute war Sonntag. Man merkte es nicht. Die Straßen waren voll belebt. Sowohl für Moslems als auch für Juden ist es ein normaler Arbeitstag. Praktisch wie unser Montag.

Wir fuhren hinunter ins Jordantal zum Toten Meer auf 400 Meter unter den Meeresspiegel. Das Wasser kann nicht mehr abfließen. Es



verdunstet. Es wird immer weniger und immer salziger.

In der Wüste Judäa setzte uns Franz für eine halbe Stunde aus. Jeden auf einen anderen Hügel. Jeden weit weg vom anderen, damit wir die Einsamkeit und Ruhe

der Wüste erleben konnten. Ich ging als erster einen hohen Hügel hinauf. Ich fühlte mich als der Fittteste der Gruppe und dachte ich

könne mir mehr zutrauen. Bald sah ich auch auf anderen, nicht weniger hohen Hügeln Menschen aus unserer Gruppe.



Eine halbe Stunde ist im Berufsleben viel. Man erledigt sehr viel. Hier in der Einsamkeit ist es wenig. Die halbe Stunde vergeht zu schnell, obwohl man nichts tut. Nur über sich nachdenken. Wo man steht. Was man tut. Wie man sich entwickeln will. Ob man diese oder jene Wende im Leben haben will.

Auch die Natur, die man in der Wüste nicht erwartet, lernt man kennen. Dieses Nichts der Wüste ist sehr viel. Da war eine Fliege, die unbedingt bei mir als Haustier einziehen wollte. Immer wieder flog sie mich an und versuchte beim Hemd hinein zu kommen. Ich zog es aus. Sie versuchte es weiter und landete immer wieder. Ich war beschäftigt.

Auch Pflanzen gab es. In den Ritzen der Erde grünten feine Gräser. Daneben standen hohe ausgetrocknete Halme, die an fruchtbare Zeiten erinnerten. Auch der Boden selbst zeigte Spuren von Regen und Wasser. Die Erde war wie die Kruste einer riesigen Mousse au Chocolat. Sie war flaumig erstarrt und hatte viele Luftlöcher. Wenn man drauf stieg knackte und krachte es. Luftpolster stürzten ein. Das Erdreich war von Wasser unterhöhlt und ausgetrocknet. Die Wasserbäche waren Luft gefüllt und trocken.



Neben mir lagen Schneckenhäuser. Wie die hier auf den Gipfel heraufkamen? Mitten in der Wüste? Die Wüste muß also auch blühen und fruchtbar sein.



Weit unten sah ich einen großen Lastwagen, der Sand führte. Wie unsinnige Dinge wir Menschen doch oft machen. Führen Sand in der Wüste. Die Straße ist ein schmales Asphaltband, das sich zwischen den Wüstenhügeln durchwindet. So breit, daß nur ein Auto drauf fahren kann. Kommt Gegenverkehr muß einer in den Sand hinaus.

Obwohl ich als erster den Hügel besetzt hatte, kamen Kollegen und besetzten Positionen nahe bei mir. Ich fühlte mich beobachtet. Warum gehen sie so nahe? Es gibt doch so viele Hügel hier? Warum gerade meinen? So ist eben das Leben. Man will alleine sein. Man will viel und alles haben. Im realen Leben würde man zu streiten beginnen. Staaten würden Kriege führen. Hier ging es um Nichts. Nur um Zeit alleine zu sein. Alleine zu sein auf einem Hügel. Am eigenen Hügel. Ich zog mich daher etwas zurück. Mehr hinunter ins Tal. Das war – stellte ich bald fest – auch ruhiger und geschützter. Ganz oben zu sein ist eben nicht immer ruhig. Auch im Berufsleben nicht.

Wieder zurück im Bus erklärte uns Franz, dass der Mensch einen Partner, eine Familie, Freunde brauche, aber auch Zeit für sich alleine.

Aus der Wüste hinaus, vorbei an Kamelherden, fuhren wir ans Tote Meer.



In Qumran besichtigten wir die Höhle, in die ein Hirte, der sein Schaf suchte einbrach und dabei alte Schriften aus der vorchristlichen Zeit fand. Das Wesentliche an diesen Aufzeichnungen ist, daß auch jene Texte, die nach Christi Geburt verfaßt wurden mit den älteren übereinstimmen. Man hatte Nichts verfälscht.

Unter einem Strohdach saßen wir mit Franz, sahen hinauf in die Berge, das Tote Meer im Rücken und lauschten seinen Erklärungen.

Die Gruppe ging zurück in ein Geschäft einkaufen. Ute und ich wanderten den Graben hinauf zu einer Höhle, wo früher Mönche wohnten. Tief drinnen stand noch Wasser. Dicke Hornissen vermieserten uns das Weiterwandern und wir gingen zu den Einkäufern in das klimatisierte Geschäft..

Mittagsrast in En Gedi am Meer mit Matzes, dem trockenen jüdischen Brot mit Käse, Mineralwasser und leider auch Kekse, von denen ich

wieder zu viele zu mir nahm. Da versagt mein Instinkt. Wie ein Hendl fresse ich. Beim Aufstieg in der Schlucht eines Nationalparks spürte ich jedes einzelne. Sie erschwerten mir die Schritte. Zuerst ging es noch sehr touristisch durch einen bewaldeten Rücken entlang eines Baches. Mehrere Wasserfälle luden zum Baden ein. Schulklassen lärmten. Die Schüler sprangen gleich mit ihrer Kleidung ins Wasser, um dann die schweren, Wasser getränkten Blue Jeans zu schleppen. Die Lehrer hatten zum persönlichen Schutz und zum Schutz der



Kinder ein Gewehr mit. Die Plätze wären sehr ruhig und besinnlich gewesen. Mit dem Kinderlärm luden sie aber nicht zum Verweilen ein. Beim letzten Wasserfall, dem Shulamit Fall, stürzte das Wasser von hoch oben herab. Die Felswände hingen wie Dächer über und bildeten fast einen geschlossenen Raum unter sich. Hier war das Baden wegen herabfallender Steine verboten. Trotzdem war es angenehm kühl. Blieben einige aus der Gruppe schon beim ersten Wasserfall zurück, so wurden wir beim Weiterwandern nochmals weniger. Zu Dritt traten wir aus dem Schatten der Felsen hinaus und stiegen durch die Mittagshitze zwischen den Felsen einen engen Weg hinauf zu einem alten Tempel. Am Weg trafen wir zwei Frauen aus

der Gruppe, sie waren schon beim Rückweg. Der Aufstieg war ihnen zu mühevoll und zu heiß.

Die kleinen Wasserflaschen, die wir mit hatten, teilten wir geschwisterlich. Das Wasser war zwar heiß, aber doch feucht und als Ersatz für den Körperschweiß notwendig.

Oben am Plateau standen die Reste des Tempels. „Ein starker Platz“ wie fühlige Menschen sagen. Wir waren zu müde und wir schwitzten zu stark um dieses Gefühl zu entwickeln.

Der Weg ging weiter nach oben. Wir versuchten über diesen Bergrücken wieder zurück ins Tal zu kommen. Nach weiteren 20 Minuten kehrten wir um. Das Ende war nicht abzusehen und um ½ 4 Uhr wartete der Bus im Tal. Raschen Schrittes gingen wir denselben Weg wieder zurück und überholten die Schulkinder. Unsere Gruppe saß schon im Schatten bei einer Tasse Kaffee, die auch wir nachholten.

Alle waren müde, auch die Gruppe, die am Meer gebadet hatte. Der Tag war heiß und anstrengend. Alle sehnten sich nach der Wasserdusche im Hotel.



Die Straße vom Toten Meer hinauf nach Jerusalem liebe ich. Schon von weitem kann man die Häuser oben am Berg sehen. Ein Kirchturm – ich denke es ist von der Vaterunserkirche – schaut weit hinunter ins Tal und meldet „Hier ist die Stadt Jerusalem“.

Die Straße windet sich von 400 Meter unter dem Meeresspiegel auf 800 Meter über Seeniveau hinauf. Sie ist schon moderner als bei unserem letzten Besuch 1978, aber immer noch steil. Neben der Straße Beduinenzelte und Lagerplätze. Früher nur Schafe, Esel und Pferde, heute stehen auch Autos und Traktoren vor den Zelten.



Am Abend feierten wir in einem Seminarraum des Hotels die Abendmesse.

Es war Sonntag. Kleine Kerzen, ein Meßkelch, große Brote und eine an Lederriemen befestigte Glocke standen in der Mitte des Raumes.

Franz machte eine ungewöhnliche Zeremonie: einstimmende Worte, Lesung und Evangelium. Nach der Opferung und Wandlung gleich anschließend die Kommunion, was ich viel passender fand.

Das Brot wird sofort gegessen, nachdem es geweiht ist. Das Vater unser dann am Schluß und der Friedensgruß kombiniert mit dem

Schlußsegen. Alle umarmten und küßten sich. Wir waren uns in diesen Tagen schon näher gekommen. Es war eine herzliche Stimmung.

So ging der vierte, der kritische Tag, zu Ende ohne daß wirklich Probleme aufkamen. Franz erinnerte schon zu Beginn der Reise, daß der vierte Tag der kritische sei, wenn man das weiß, kann man dem positiv entgegenwirken.

Trotz der sehr guten Stimmung schickte uns Franz ins Bett. Wir seien müde.

Montag: Westjordanland - Nablus

Einmal wollte ich vor sechs Uhr in der Grabeskirche sein und ohne Touristenrummel an den heiligen Stätten verweilen können. Um mich zu dieser Tat zu verpflichten fixierte ich am Abend noch einen Treffpunkt um ½ 6 Uhr in der Rezeption mit mehreren aus der Gruppe. 12 Personen kamen auch. Wir wanderten zum Jaffator und von dort zur Grabeskirche. Es war noch wenig Verkehr. Gleich nach dem Jaffator strebten viele Menschen in ein und dieselbe Richtung. Alle wollten zur Grabeskirche. Es erinnerte mich an die Weihnachtsmette und den Fußmarsch zur Kirche. Vor der Kirche zog sich eine italienische Pilgergruppe weiße Kleider über. Die Fotoapparate und Filmkameras wies sie aber weiter als touristische Pilger aus.

Vor dem heiligen Grab standen wenige Menschen. Das war es, was ich wollte. Bald stellte sich aber heraus, daß eine koreanische Gruppe direkt im heiligen Grab eine Messe feierten und andere Pilger nicht eingelassen wurden. Der „Aufsehermönch“ saß so wie gestern vor dem niedrigen Eingang und wachte über Ordnung. Heute hatte er zu seinem weißen Kleid mit gelbem Besatz rote Socken an. Die schwarze Hautfarbe seines Kopfes bildete ein Kontrastprogramm. Enttäuscht ging ich hinauf zur Kapelle am Golgothafelsen. Hier waren nur wenige Menschen. Man konnte rasch unter dem Altar seine Hand durch das Loch zum Felsen, in den das Kreuz geschlagen, war stecken. Erst nach und nach kamen auch hier mehr Menschen. Zuerst begann ein italienischer Pfarrer eine Messe zu lesen. Dann mischte sich ein amerikanischer Priester mit seiner Pilgergruppe dazu und las die Kreuzwegstationen. So wie in der Grabeskirche Marias zwei Sprachen parallel in einem Raum. Das Englisch des Amerikaners und das Italienisch des Messe lesenden Priesters. Dieses Wirrwarr – hier verstand ich die Sprachen – war mir zu viel. Ich konnte mich nicht

konzentrieren. Vielleicht war die Grabeskirche jetzt frei. Wieder nicht. Die Koreaner versperrten den Eingang. In einer Unterkirche betete eine Nonne ganz laut vor einem Altar. Fast anklagend. Wie die Juden an der Klagemauer. Sie klang empört und vorwurfsvoll. Sie sprach mit einer sehr theatralischen Stimme. Betonte und überzeichnete. Noch weiter unter traf ich einige aus unserer Gruppe singend. Hier war es besinnlich. Ich wußte zwar nicht, was hier verehrt wurde, aber es war angenehm.

In der katholischen Kirche, ein moderner Anbau, war es besinnlich ruhig. Ich blieb. Der italienische Priester vom Golgothaaltar hatte gegen den amerikanischen Kollegen verloren. Während seiner Messe hatte er sich hierher zurückgezogen. Ganz alleine, ohne Publikum las er die Messe zu Ende. Ich war sein einziger Zuhörer. Nach ihm – ich öffnete ihm beim Auszug wie ein Ministrant die Tür – kam eine Gruppe Philippinen mit ihrem Pfarrer. Laut sangen sie zu ihrer Frühmesse. Die Menschenkette vor dem heiligen Grab zeigte Bewegung. Ich reihte mich wieder ein. Die Enttäuschung war aber groß, als sich herausstellte, daß es nur einen Gruppenwechsel gab. Die Koreaner tauschten den Raum mit einer amerikanischen Pilgergruppe, die ebenfalls Messe feierte.

Nur die Rückseite des Grabes war ruhig und besinnlich. Der koptische Altar war noch versperrt. Hier konnte ich in Ruhe verweilen bevor ich die Kirche verließ. Am Vorplatz saßen schon einige aus der Gruppe. Gemeinsam wanderten wir zurück zum Hotel. Nach der Morgendusche schmeckte das Frühstück besser.

Heute fuhren wir mit palästinischen Taxifahrern Richtung Norden. Alte jüdische Stätten wurden besucht. Elf Personen waren in unserem Kleinbus. In jeder Reihe mußte einer fast stehen. Das war aber das Geringste. Die hinten Sitzenden konnten wegen der schwarzen Fensterscheiben nichts sehen.

Wir passierten Straßenkontrollen. Palästinische Polizei und Militär übernahm die Kontrolle. Auch die Nummernschilder auf den Autos wechselten von gelb auf weiß mit grüner Schrift.



Der Jakobsbrunnen wird von griechisch orthodoxen Mönchen betreut und verwaltet. Eine neue Kirche wird gerade darüber gebaut. Man imitiert eine gotische Sandsteinkirche. Der Brunnen ist eine der wenigen geschichtlich gesicherten Plätze. Diese Stelle aus der Bibel ist authentischer als das heilige Grab oder das Mariengrab.



Aus dem Brunnen konnte man Wasser heraufziehen und trinken. Ein Grieche verkaufte es in kleinen Tonflaschen zum Mitnehmen. Wir sangen ein Lied, beteten ein Vater unser und fuhren weiter. Das heißt, wir wollten weiterfahren.

Unsere Chauffeure waren im Kaffeehaus, von wo ich sie holen mußte. Sie kannten sich hier wenig aus. Mehrmals hatten wir uns verfahren.

Nicht alle Stätten konnten wir besichtigen. Der Leiter einer Ausgrabung hatte uns am Vormittag überhaupt grob vertrieben. Sein Revolver flößte uns Respekt ein und wir gingen.



Mittagsrast war unter Olivenbäumen in Tel Shilo. Ebenfalls eine alte

jüdische Gedenkstätte. Hier wurden wir freundlich behandelt. Unsere Fahrer rasteten im Schatten der Bäume und wir erforschten die Stätten.



Teilweise mit Wünschelrute und Pendel wurden die strahlenden Stellen gesucht und auch gefunden. Bei mir funktionierte es nicht. Vielleicht auch, weil ich nicht daran glaubte. Nach unserer individuellen Besichtigung überredeten wir Franz und brachten auch ihn – mehr tragend als fahrend – mit dem Rollstuhl über den steinigen Weg hin zu den Opfersteinen. Die letzten Meter mußte er selbst gehen. Schwer gehbares Gelände erschwerten es ihm. Trotzdem schaffte er es. Brigitte und Monika, die ihm das zeigen wollten, freuten sich, daß es gelang.

Nun fahren wir direkt nach Jerusalem zurück. Vor dem Jaffa Tor verließen Hannelore und ich die Gruppe. Ein armenischer Begräbniszug kam aus einer Seitengasse heraus. Vorne ging ein

junger Mann mit dem Deckel des Sarges. Er trug ihn aufrecht, so daß das Kreuz sichtbar war. Dahinter kamen Männer mit dem Sarg. Sehr unruhig trugen sie ihn. Oft hatte man das Gefühl er würde von den Schultern herunterfallen. Hinter dem Sarg nur wenige Frauen in schwarzer Kleidung die laut weinten. Das Weinen war mehr ein Kreischen als ein Schluchzen. Es klang auch mehr rituell als schmerzhaft.



Nach einer Kaffeepause wanderten wir durch den Bazar und die Altstadt zum Damaskus Tor. Auf der Stiege gegenüber vom Tor saßen wir und schauten dem Gedränge zu. Händler auf der Brücke verkauften Gemüse, Obst, Uhren, Süßigkeiten und gegrillte Spieße. Viele Menschen gingen aus und ein. Unterschiedliche Typen: Moslems, Juden, westliche Touristen, Konservative und Liberale. Wie auf einer Bühne präsentierte sich uns alles. Das ist der Schmelztiegel Israels. Verschiedene Religionen, verschiedene Rassen und unterschiedliche Anschauungen leben auf kleinem Raum zusammen. Daß es hier zu Konflikten kommen kann liegt auf der

Hand. Auch am Nachmittag sahen wir, wie die Israelis ihre Siedlungen in palästinensisches Gebiet hineinbauen. Schwer bewacht und befestigt wie moderne Burgen. Hohe Mauern mit elektrischem

Zaun und Wachtürmen. Dahinter friedliche Wohnhäuser. Die Häuser der Juden haben rote Dächer, um im Ernstfall Bombardierungen und Angriffe auf eigene Siedlungen zu vermeiden. Aber auch die Palästinenser bauen übermäßig. Die Stadt Nablus, in der wir nachmittags waren, wächst die Hänge hinauf. Bis weit hinauf werden Häuser gebaut. Immer weniger unbesiedeltes Gebiet. Hannelore verglich es mit einem DKT-Spiel. Beide versuchen soviel Land als möglich zu besetzen – sprich zu bebauen – um mehr Einfluß und mehr Anspruch vorweisen zu können.

Zurück wanderten wir wieder durch den Bazar, vorbei am österreichischen Hospiz und die Via Dolorosa hinauf. Es war wenig Betrieb. Einige Geschäftsinhaber spielten ein Brettspiel um sich die unwirtschaftliche Zeit tot zu schlagen. Nur Wenige unterzogen sich der Mühe und sprachen uns Touristen an oder luden uns ins Geschäft ein. Vielleicht auch, weil wir mit unseren Plastiktaschen schon als Käufer erkannt wurden. Ein Wandteller für die Sammlung des Schwiegervaters und ein Paar Sandalen für meine Füße hatten wir erstanden.



Beim Neuen Tor verließen wir die Stadt und gingen zurück zum Hotel. Am Weg trafen wir Freddy. Freddy war bis vor kurzem Musiker bei den Tonkünstlern. Schon oft haben wir ihn als Musiker gehört und gesehen. Jetzt waren wir gemeinsam mit ihm in einer

Pilgergruppe. Er ist lustig und sehr originell. Mit seinem trockenen Humor heiterte er uns am Rückweg noch auf.



Hannelore erfuhr, daß man ein Fest für unseren 25. Hochzeitstag vorbereite und stürzte panisch in ein Geschäft um noch ein Kleid zu kaufen. So kamen wir verspätet zum Abendessen. Nur mehr Restplätze waren vorhanden und getrennt nahmen wir auf zwei verschiedenen Tischen Platz. „Jeder braucht seinen Freiraum“ predigte Franz noch vor wenigen Tagen. Jetzt demonstrierten wir das. Ich unterhielt mich sehr gut mit den drei Damen am Tisch. Aber auch Hannelore hatte nette Tischnachbarn. Mit einem Glas Wein an der Bar beschlossen wir den letzten Tag in Jerusalem. „Nächstes Jahr wieder in Jerusalem“. Zumindest den Slogan nahmen wir mit. Ob es schon nächstes Jahr sein wird? Auf alle Fälle der Vorsatz ist gefällt: Wir kommen wieder!

Dienstag: Jerusalem – See Genezareth

Um 7 Uhr sollten die Koffer am Gang stehen um zum Bus getragen zu werden. Eine halbe Stunde länger zu schlafen war es mir wert den Koffer selbst hinunter zu tragen.

Um 8 Uhr verließen wir Jerusalem.

Schweigend saßen wir im Bus und dachten nochmals an die vergangenen 5 Tage. Die Fahrt hinunter ins Jordantal ließ uns schnell auf andere Gedanken kommen. Ein Abstecher führte in eine Schlucht. Steil fielen die Felsen neben der Straße hinunter. Das schmale Asphaltband wand sich die Berge hinauf und hinab. Gefährlich schaute der Abgrund herauf. Es war eine wunderschöne Landschaft. Vom Toten Meer herauf führte am anderen Abhang ein schmaler Fußweg. Den möchte ich in meinem Leben noch einmal gehen.

So kamen wir hinunter ins Jordantal und nach Jericho, der ältesten Stadt der Welt. Die nächstälteste Stadt ist 2000 Jahre jünger und in der Türkei. Aber hier hatten sich Menschen erstmals sesshaft gemacht und mit Ackerbau begonnen – wenn man von einfachen Gartenarbeiten absieht. Es dauerte 3000 Jahre, bis diese Kultur



auch zu uns nach Mitteleuropa kam. Ob Menschen dieses Wissen weitergetragen haben oder man in unserer Gegend selbst diese Erfahrungen gemacht hat ist nicht mehr nachweisbar und auch unbedeutend.

Das Gebiet um Jericho ist palästinisches Hoheitsgebiet. In der Kassa beim Eintritt zu den Ausgrabungsstätten waren große Poster mit Arafat aufgehängt. In einem Stichgraben hat man einen alten Turm gefunden. Er wird wahrscheinlich als Kultplatz gedient haben. Für Verteidigungszwecke war er zu klein.

Als wir 1978 hier waren standen neben einigen Lehmhütten keine Häuser. Heute ist vieles verbaut.



Zu Beginn unseres Jahrhunderts haben griechische Mönche ein Kloster in die Felswand hinauf zur Wüste Juda gehauen. Heute führt eine Seilbahn hinauf. Man will auch zwei Restaurants neben das Kloster bauen. Entsetzt nehmen wir das zur Kenntnis. War es aber nicht ebenso ein Eingriff, als vor 100 Jahren Griechen in die alte Kultstätte in der Felswand einen Klosterbau stellten? Wurde nicht auch damit zerstört? In einigen Hundert Jahren bewundert man vielleicht die Seilbahn ebenso ehrfürchtig wie das Kloster heute und kann erst damit den anstrengenden Fußmarsch Jesus ermessen.

Es war sehr heiß. Wir waren froh wieder im gekühlten Bus zu sitzen. Es schaute so aus, als würde die Landschaft an uns vorbeigezogen. Wir fuhren das Jordantal hinauf. Rechts Jordanien und links die Wüste

Juda. Das Tal selbst sehr fruchtbar und grün. Grün dort, wo Wasser hinkam. Ich spürte den Höhenunterschied von 1300 Metern gegenüber Jerusalem und war sehr schläfrig. Der Schlaf war oft nur ein Sekundenschlaf und gleich sah ich wieder, was draußen los war.

Ein Traktor ackerte etwas, was für uns nur Wüste war. Seit wir aber in der Wüste ausgesetzt waren, wissen wir, wieviel Leben dort noch ist, wo anscheinend Nichts mehr ist.

Durch die Bebauung und Bewässerung wird die Wüste grün. In diesen grünen Inseln wachsen Bananen, Datteln und Wein. Den lokalen Wein hatten wir am Vorabend verkostet.

Das Gras wird schon gelb und verbrannt. Die Weizenfelder sind schon abgeerntet. Alles ist früher als zu Hause und das Wachstum richtet sich auf die tote Zeit im Sommer ein. Zwischen April und Oktober fällt kein Regen.

Auch hier werden viele neue Häuser gebaut. Nicht so groß und nicht so hoch und auch nicht so viele wie in den israelischen Gebieten, aber doch auch. Kleine Betonbungalows. Auch der Friedhof ist neu. Hier dokumentieren die Palästinenser, daß sie die Besitzer des Landes sind. Bel She – eine größere Stadt, in der es sogar einen McDonalds und einen Black Bouster (amerikanischer Videokassettenverleih) gibt. Amerika ist das große Vorbild – selbst in der Hitze der Wüste.

Gleich neben dem Ort beginnt die Wüste in der Nomaden siedeln. Für sie gibt es keinen Schatten. Ziegenherden mit ihrem Hirten und dem Esel wandern durch die Wüste und finden selbst im trockenen Boden noch Nahrhaftes.

Schnell sind wir beim See Genezareth angekommen. Das Land ist eben klein und die Entfernungen kurz.

Wir besuchten eine neu gebaute Taufstelle am Jordan. Man rüstet für das Jahr 2000. Viele neue Bauten. So auch diese Taufstelle. Wege mit unterschiedlicher Tiefe führten durchs Wasser. Auch Franz marschierte durch. Nachher saßen wir am Ufer und trockneten die Füße in der Sonne. Plötzlich waren wir allein und sangen ein Lied.

Die Erneuerung des Taufbekenntnisses – Franz nahm sie uns vorher auf der Terrasse ab – bringt zum Nachdenken. Jetzt hat man keine

Ausrede mehr auf die Eltern und was sie taten oder unterlassen haben. Es ist die alleinige, eigene Entscheidung: „Ich glaube ..“



Am Seeufer machten wir Mittagsrast, im Schatten von Bäumen. Auf Steinen sitzend aßen wir unser Matzesbrot, Käse, Yoghurt und tranken Mineralwasser. Jeder half mit ohne aufgefordert zu werden und rasch war ein reich gedeckter Picknicktisch mit Orangen, Äpfeln, Keksen und Trockenfrüchten herbeigezaubert. Dahinter lieferte der blaue See eine unbezahlbare Kulisse. Franz saß in seinem Rollstuhl und genoß die Landschaft. Genoß

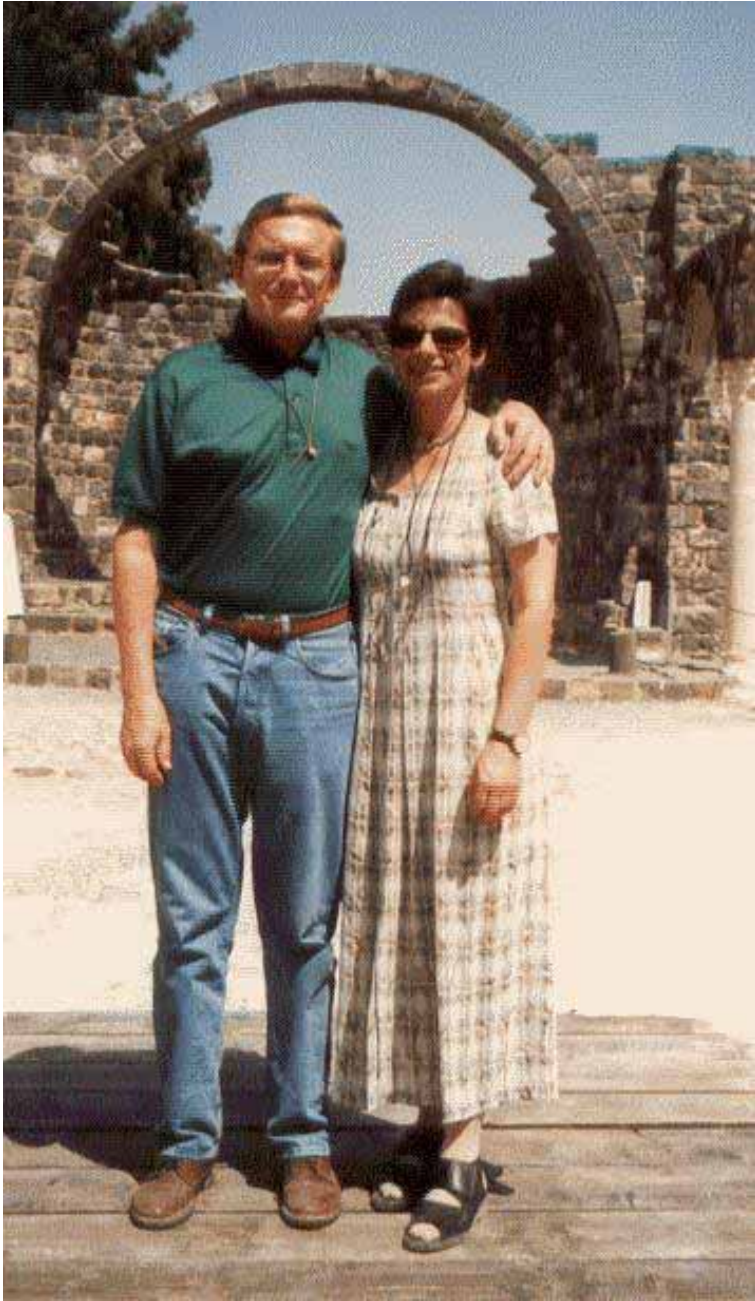
er es wirklich oder waren die Strapazen anstrengend und schmerzhaft? Wir schlepten ihn überall hin mit. Nur manchmal blieb er zurück. Vielleicht, weil er die Stelle schon zu gut kannte.



In Kursi trat Jesus nach einer Überfahrt über den See an Land und heilte einen Irren. Die Verrücktheit in Form von Dämonen ließ er aus dem menschlichen Körper in die von Schweinen fahren. Die Schweine stürzten sich in den See und ertranken.

Die Kirche zum Gedenken an dieses Ereignis ist ein starker, strahlender Platz. Selbst ich, der immun gegen Erdstrahlen ist, spürte, wie die Unterarme und Hände immer schwerer wurden. Die Kirchenruine hat schwarze Steine, die im Kontrast zu weißen Marmorsäulen stehen. Das muß einmal eine großartige und beeindruckende Kirche gewesen sein. Auf den Stufen der Apsis nahmen wir Platz. Die meisten von uns drängten sich auf die Schattenseite. Walter legte ein persönliches Bekenntnis ab. Hier hatte er im vergangenen Jahr tiefe Eindrücke mitgenommen. Es ist der Platz des Friedens. Er erinnerte uns, daß auch der innere Frieden wichtig ist. Frieden ohne Angst zu haben. Wir sangen ein Lied bevor die nächste Pilgergruppe eintraf. Sie kamen aus der Schweiz und sangen sehr schön.

Elisabeth machte von Hannelore und mir ein Foto vor dem Kirchenbogen. Unser Fotoapparat hatte seinen Geist aufgegeben. Heute war unser 25. Hochzeitstag.



Im Norden umrundeten wir den See. Am Westufer lag unser Hotel, das Kibbuz-Hotel Nof Ginozar. Es lag direkt am Ufer. Nach dem Einchecken und Beziehen der Zimmer spazierten wir durchs Gelände, bis schließlich immer mehr aus unserer Gruppe am Seeufer im Liegestuhl ausruhten.

Unsere Gruppe ist sehr angenehm. Wir sind zwar 34 Personen. Es fühlt sich aber so als seien wir nur 8. Jeder nimmt Rücksicht auf den anderen. Es ist sehr schön.

4. Mai 1999: vor 25 Jahren haben wir in der Piaristenkirche in Krems geheiratet. Mein Bruder – damals noch Benediktiner – hatte uns getraut. Hannelore liebt Jubiläen nicht. Den 40. Geburtstag hatte sie verweigert – trotzdem hatte ich 100 Leute eingeladen. Zum 50. Geburtstag fuhren wir nach New York um eventuellen Feiern zu Hause zu entgehen. Die Pilgerfahrt nach Israel hatte sich zufällig so ergeben, daß wir zu unserer Silberhochzeit nicht zu Hause waren. Für Franz war es klar: wir feiern das in der Gemeinschaft. Vorinformationen gingen aus. Ein Komitee wurde gegründet. Alles natürlich geheim – aber wir hatten es erfahren. Ich wollte mir eine Minora kaufen. Franz erfuhr davon und ließ mich rufen. Er habe schon eine gekauft. Sein Geschenk zu unserer Silberhochzeit. Ich solle keine mehr kaufen. Besorgt wie er ist, erklärt er mir, wie die von ihm gekaufte aussieht und ob sie mir gefalle.

Dienstag war der 4. Mai. Unser Reisetag von Jerusalem zum See Genezareth. Franz meinte, wir feiern dann eben am 5. Am 4. abends entstand aber plötzlich große Geschäftigkeit. Nachdem man irgendwo immer eine schwache Stelle findet und erfährt was läuft, waren wir doch vorgewarnt. Die Abendmesse sei uns gewidmet.

Das Komitee hatte ganze Arbeit geleistet. Eine schöne Feier. Ein schöner Abend. Nach dem Abendessen mußten wir in der Rezeption warten, bis wir abgeholt wurden. Die Feier war in der Synagoge des Kibbuz. Das war der unterirdische Bunker der Anlage. Durch dicke eiserne Türen ging es hinunter in einen Keller.



In einem Halbkreis standen Sessel. Zwei in der Mitte waren frei: unsere. Wir zogen ein. Zwar nicht so feierlich wie vor 25. Jahren und nicht Hand in Hand. Nein, jeder als selbstständige Persönlichkeit.



Franz sprach sehr persönlich zu uns. Auch wir erzählten aus unserem Leben. Wie wir uns getroffen hatten. Über unsere Familie. ... Diese 25 Jahre waren wirklich sehr abwechslungsreich. Ich hätte mir vor 25 Jahren nicht vorstellen können dort zu stehen, wo ich heute stehe. So weit hätte

ich mich in meinen Gedanken nicht vorgewagt. Franz bezeichnete es auch als typisch für unsere Generation, daß wir aufbauten. Daß wir aus allem mehr machten. Es war zwar harte Arbeit, aber es war möglich.



Bei den Danksagungen schloß ich Franz mit ein. „Mein Freund Franz“ sagte ich. So sage ich es auch gegenüber Fremden, die sich oft nicht vorstellen können, daß ein 50jähriger einen 90jährigen Freund hat. Aber was ist dann ein Freund, wenn es nicht diese Beziehung ist? Wein aus dem Kelch wurde getrunken. Geweihte Blumenkränze hängte man uns um und eine Gruppe spielte und tanzte einen jüdischen Tanz vor, den wir dann alle mit tanzten. Die Feier wurde von Freddy auf der Trommel umrahmt. Unsere neuen und alten Freunde sprachen eine Laudatio. Mit einem großen weißen Tuch, das man über uns aufspannte fächerte man uns den Heiligen Geist zu. Mit der brennenden Minora wurden wir gesegnet. Franz fragte uns – nicht formell, sehr persönlich und einfach – ob wir uns wieder zum Partner nehmen würden. Jeder von uns sagte ein klares „ja“. Auch innerlich war es ein klares „Ja“ für die kommenden und verbleibenden Jahre, die vielleicht nicht mehr so leicht sein werden, wie die vergangenen beisammen zu bleiben. Dadurch ist das „Ja“ auch mehr verpflichtend.



Einer jungen, schönen Frau und einem aktiven Ehemann gegenüber ist das leicht. Im Alter zusammenstehen, da muß mehr dahinter sein.

Von Franz bekamen wir die Minora, von Monika ein Kreuz und Annemarie übergab uns ein Gedicht:

*„Ein schöner Tag ward uns beschert,
wie es nicht viele gibt,
von reiner Freude ausgefüllt,
von Sorgen ungetrübt.*

*Mit Liedern, die die Lerche singt,
so fing der Morgen an.
Die Sonne schenkte goldenen Glanz
dem Tag, der dann begann.*

*Ein schöner Tag voll Harmonie
ist wie ein Edelstein,
er strahlt Dich an und ruft Dir zu
heut sollst Du glücklich sein.*

*Und was das Schicksal Dir auch bringt,
was immer kommen mag,
es bleibt Dir die Erinnerung
an einen schönen Tag.“*

In der Hotelhalle saßen wir dann noch bei einem Glas Rotwein. Müde, aber glücklich, gingen alle zu Bett.



Mittwoch: Nazareth – Gideon Quelle - Berg Tabor

Schon in Jerusalem hatte Sissi uns vom tollen und guten Essen im Kibbuzhotel vorgeschwärmt. Sie hatte recht. Schon das Frühstück war einmalig. Es gab frisches Obst, frische Milchprodukte und duftende Backwaren. Da wußte man nicht wo anfangen und wo aufhören.

Franz sagte am Vorabend, er werde uns mit dem Tagesziel überraschen und er wisse es selbst noch nicht. So uninformiert ging ich also mit kurzer Hose und Sandalen zur Busabfahrt. Dort sprach man von einer Wanderung auf einen Berg und vom Besuch heiliger Stätten, wo ich mit kurzer Hose nicht hinein dürfe. Rasch lief ich nochmals zurück, um in die lange Blue Jeans zu schlüpfen.

Das offizielle Tagesziel wurde dann im Bus mit Nazareth und dem Berg Tabor durchgesagt.

Am Weg fuhren wir durch den Ort Kana, dem biblischen Ort, in dem Jesus Wunder wirkte. Die Kirche des Ortes ist dem Dom von Salzburg nachgebaut, allerdings etwas kleiner.

Nazareth ist auf mehreren Hügeln gebaut. Seit unserem letzten Besuch gab es viele Veränderungen. Viele neue Häuser kamen hinzu. Das Wahrzeichen, die Kirche steht mitten im Häusergewirr und



wir sahen es erst kurz bevor wir davor standen.

In der Unterkirche war eine Messe in italienischer Sprache. Nachdem wir uns in der Liturgie auskannten, war es möglich dem Verlauf zu folgen. Nach der Messe hofften wir zur Höhle, in der die Verkündigung Marias stattgefunden hatte, vorgelassen zu werden. Sie war den italienischen Messebesuchern reserviert und wir durften nur von einem Geländer aus hinunter schauen. Der diensthabende Franziskanermönch blieb dabei: wir seien nicht angemeldet und hätten auch kein Recht. Schon im Reiseführer stand, daß die hiesigen Patres sehr rüde im Ton seien.

Im Obergeschoß waren viele Gruppen und die Worte der einzelnen Führer wetteiferten. Franz gab uns seine Erklärung schon im Vorhof. Die Kirche – obwohl erst in den Sechzigerjahren dieses Jahrhunderts erbaut - gefiel mir. Nur die Inneneinrichtung war zu uneinheitlich. Da fehlte ein Innenarchitekt, oder man hatte sich zu wenig Zeit gelassen. Zu rasch nahm man Geschenke aus aller Welt an, ohne auf ein einheitliches Ensemble Rücksicht zu nehmen.

Die daneben stehende Josefkirche war harmonischer. Schon etwas älter, zeigte sie die Wohnung und Werkstatt Josefs, in der Jesus das Handwerk erlernt hatte.

Franz meinte, daß man Jesus immer der armen Bevölkerung zugerechnet habe. Dies stimme nicht. Ein Handwerker wie Josef, der Vater von Jesus, gehörte mindestens zur Mittelschicht und Jesus war auch gut ausgebildet. Er konnte lesen.

Auch hier richtete man für das Jahr 2000. Die Hauptstraßen werden neu gestaltet. Rund um die Kathedrale gab es viele Baustellen, aber wenig Souvenirgeschäfte. Wir fanden auch nicht das Passende. Wir kauften lediglich Ansichtskarten, um noch einigen Freunden Grüße zu schicken.

Nazareth ist eine arabische Stadt mit einem arabischen Bürgermeister.

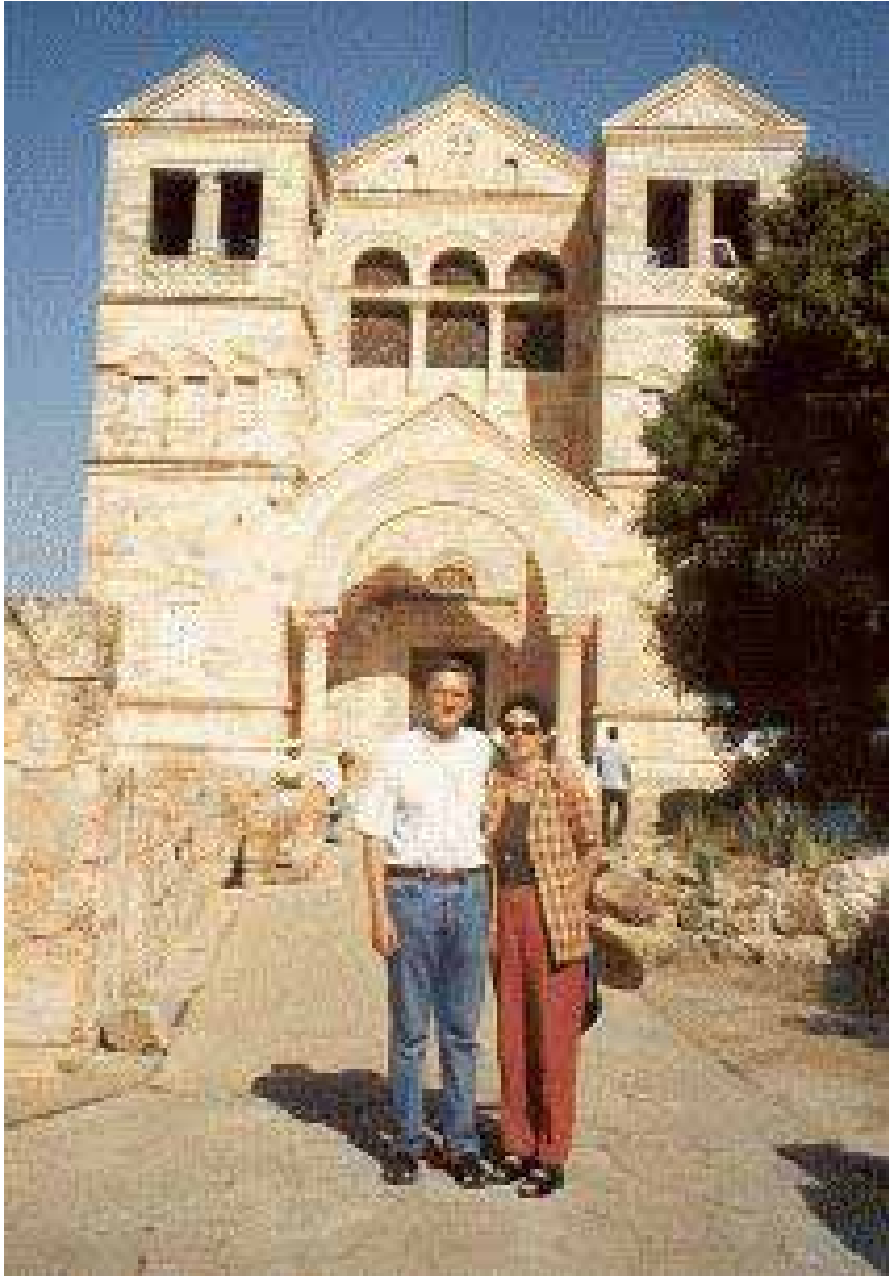
Wir fahren hinaus aufs Land zu den Gideon Quellen. Hier suchte Gideon als Heerführer seine besten Männer aus. Er fand sie an der Art, wie sie von der Quelle tranken. Mit jenen, die wie Hunde schlürften, zog er in den Krieg und gewann.



Die Quelle ist in ein künstliches Bachbett geleitet und schlingert durch die Parkanlage, in der wir unser Mittagspicknick hielten. Auch ein Swimming Pool zur Abkühlung war hier. Heute war es heiß. Ich schätze, es hatte mehr als 30 Grad.

Der Höhepunkt des Tages wurde die Besteigung des Berges Tabor. Obwohl ich das falsche Schuhwerk, nämlich Sandalen, anhatte, war es eine schöne und erbauliche Wanderung.

Bis etwa 1/3 der Höhe durfte der Bus hochfahren. Dann wurde die Straße schmal. Von einem Parkplatz weg hatte man die Wahl ein Taxi zu nehmen oder zu Fuß zu gehen. Ich wählte natürlich die Fußwanderung. Vorher wurde im Bus abgestimmt wer geht und wer mit dem Taxis fährt. Viele hatten sich wegen der Mittagshitze für das Taxi entschieden, worauf Franz fragte „Bin ich hier mit einem Seniorenklub unterwegs?“



Die Straße war heiß und wand sich den Berg in Serpentinaen hinauf. Mercedes-Taxis mit 3 Sitzreihen hatten keine andere Aufgabe als vom Parkplatz zum Berggipfel und zurück zu fahren. So war es nicht sehr angenehm neben der Straße zu gehen. Wir entschieden uns für die sogenannten „Abschneider“. Nicht um schneller nach oben zu kommen, sondern auch um der Straße auszuweichen. Steil ging es ohne Beschilderung und ohne ausgetretene Wege nach oben. Oft über hohe Steine und zwischen Gestrüpp. Vor mir marschierte Ulli. Ich folgte ihr und mußte mich auch anstrengen mitzukommen. Oben wirkte ich aber fit.





Franz meinte, die guten Wanderer seien in 20 Minuten oben. Wir brauchten über eine halbe Stunde und waren wirklich flott unterwegs. Die mit dem Taxi Fahrenden saßen schon im Garten unter schattigen Bäumen. Franz gab einführende Worte. Neben den vielen italienischen Touristen und Pilgern war das nicht einfach, denn die waren immer lauter.

„Sechs Tage danach nahm Jesus Petrus, Jakobus und Johannes beiseite und führte sie auf einen hohen Berg, aber nur sie allein. Und

er wurde vor ihren Augen verwandelt; seine Kleider wurden strahlend weiß, so weiß, wie sie auf Erden kein Bleicher machen kann. Da erschien vor ihren Augen Elija und mit ihm Mose und sie redeten mit Jesus. Petrus sagte zu Jesus: Rabbi, es ist gut, daß wir hier sind. Wir wollen drei Hütten bauen, eine für dich, eine für Mose und eine für Elija. Er wußte nämlich nicht, was er sagen sollte, denn sie waren vor Furcht ganz benommen. Da kam eine Wolke und warf ihren Schatten auf sie, und aus der Wolke rief eine Stimme: Das ist mein geliebter Sohn, auf ihn sollt ihr hören. Als sie dann um sich blickten, sahen sie auf einmal niemand mehr bei sich außer Jesus.

Während sie den Berg hinab stiegen, verbot er ihnen, irgend jemand zu erzählen, was sie gesehen hatten, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden sei. Dieses Wort beschäftigte sie, und sie fragten einander, was das sei, von den Toten auferstanden.“¹

So vorbereitet gingen wir in die Kirche. Franz – ich stützte ihn beim Gehen – steuerte sofort in den unteren Teil der Kirche. Er ließ in der Apsis einen Deckel im Fußboden öffnen und man konnte den ursprünglichen Felsen der Landschaft sehen. Die Pilger knieten vor der Luke nieder und griffen mit den Händen hinein. Sie berührten den Felsen und schöpften daraus Kraft. Unsere Pilger legten auch ihre Pilgermuschel drauf, um auch diese für Zuhause „aufzutanken“.

Hier versuchte ich erstmals mein Glück mit einer Wünschelrute. Es war der Wunsch von Franz, daß ich das auch probierte. Schon im Bus fragte er, ob jemand ein Stück Draht mit habe. Elisabeth hatte zwei Kupferdrähte, die schon zum Wünschelrutengehen gebogen waren. Mit all den Menschen der Gruppe rund um den Altar funktionierte nichts. Später ging ich allein mit einem Gruppenmitglied nochmals hinein. Die ganze Ost-West-Achse der Kirche bewegten sich die Kupferstücke. Ein junger Franziskanerpater ging parallel zu mir und sah erstaunt auf die Bewegungen der Wünschelrute. Ob er daran glaubte? Ich jedenfalls war verwundert, daß es funktionierte und ich machte es den Kupferstücken nicht leicht. Zuerst hielt ich sie zu fest

¹ Markus 9.2-9.9, „Auf dem Weg nach Jerusalem“, „Die Verklärung Jesu“

und geistig meinte ich immer, ich habe dafür kein Gefühl und es funktioniert nicht. Eine italienische Pilgergruppe wartete mit ihrer Andacht, bis ich alles abgegangen hatte. Vor der Kirche fragte mich dann eine israelische Führerin, woher ich sei, wo ich das gelernt habe und ob man das an meiner Universität unterrichte. Sie war begeistert und ich, das „Green Horn“ der Wüschelrutengeher gab das Interview, das mir gar nicht zustand.

Vom Dach der Nebenschiffe konnte man ins Tal hinunter schauen. Der Spruch „Israel das gelobte Land“ stimmte mit diesem Panoramablick überein. Überall fruchtbare Äcker und Gärten. Dank des heran geleiteten Wassers wurde der Wüstenboden zum Paradiesgärtlein. Soweit man schauen konnte Felder.

Die Fußwallfahrer gingen trotz Nachmittagshitze los und die Taxi Fahrenden stellten sich in die Reihe der Wartenden, um wieder hinunter geführt zu werden.

Beim Abstieg testete ich nochmals die Zeitangabe von Franz. In jungen Jahren sei er es in 20 Minuten gegangen. Ich bin – trotz Sandalen – gelaufen und war in 13 Minuten beim Bus. Das Laufen habe ich nicht getan, um Franz etwas zu beweisen. Nein, als ich durch den Torbogen raus ging, hatte ich das Bedürfnis zu laufen. Es war mir gegenüber den anderen Gruppenmitgliedern sogar peinlich an ihnen vorbei zu laufen. Es juckte mich aber und ich war am Ende sehr froh, nach einer Woche ohne Joggen, wieder etwas für meine Beine getan zu haben. Trotz falscher Ausrüstung hatte ich keine Blasen an den Füßen bekommen – was mich wunderte.

So verging ein wunderschöner Tag ohne all zu viel Streß. Locker und erholt kamen wir ins Hotel zurück. Eigentlich wollte ich heute mit Maria Kamelreiten gehen. Der Kibbuz hatte eigene Kamele. In einer halben Stunde mußten wir aber beim Abendessen sein.

Man bot uns die Produkte „des gelobten Landes“ am Tisch an. Vorspeisen, die Hauptspeisen glichen und Hauptspeisen in so reicher Auswahl, daß man sich schwer entscheiden konnte und leider mehrere probierte. Nachspeisen, die für einen Schokoliker wie mich sehr verführerisch waren. Rosarote Kokosnusstörtchen, weiße

Cremetorten, Schokoladekuchen, Puddings in vielen Farben mit Obststücken drinnen und natürlich reichhaltiges Obst aus der eigenen Plantage: Orangen, Grapefrüchte und Melonen.

Um 20 Uhr trafen wir uns auf der Wiese vor dem Haus. Die Sonne war schon untergegangen und die Sterne leuchteten am schwarzen Himmel. Die Frösche quakten im nahen Flußbett. Brigitte hatte ihren kleinen Kassettenrekorder mit und wir tanzten zur Musik des Vorabends den nun schon bekannten Tanz. Franz erzählte aus früheren Zeiten. Wie er einen Sankt Pöltner im nächsten Dorf traf. Der österreichische Jude hatte sich dort niedergelassen. Er kam gerade vom Einkauf. Er schob ein Fahrrad, das hoch bepackt war: hinten ein voller Einkaufskorb und vorne am Lenker ein Gewehr. Jeder hatte eine Waffe, mit um sich zu schützen. Das sei heute nicht mehr notwendig. Die Zeit sei sicherer geworden. Hoffen wir, daß der Shalom ins gelobte Land einziehen kann.

Donnerstag: Berg der Seligpreisung – Golanhöhen – Betseida - Kapernaum

Sind wir eine Touristengruppe oder Pilger?

Moderne Pilger, die auch fotografieren?

Auf alle Fälle mehr Pilger als Touristen. Nicht alle können die Stimmung mitnehmen. Einige sind mehr Touristen als andere. Diejenigen, die mehr Pilger sind, sind auch tolerant und akzeptieren, daß nicht alle so sind wie sie. So merken es die anderen aber auch nicht.

Wie immer es auch sei, es war eine harmonische Gruppe, in der jeder auf den anderen Rücksicht nahm. Die Hilfsbereitschaft war großartig. Ich bat Hannelore einmal um einen Kugelschreiber und ein Blatt Papier. Jemand aus der Reihe davor hatte, es gehört und schon hatte ich das Gewünschte in der Hand. Als ich meine Verkühlung hatte



wurde ich von fast allen gefragt wie es mir ginge. So oft wurde ich noch nie bei einer Grippe bedauert wie auf dieser Reise.



Der bevorstehende Tag führte uns an die Lieblingsorte Jesus. Hier am See Genezareth und im Hinterland wirkte er. Hier hielt er sich gerne und oft auf. Hier wirkte er seine Wunder. Hier hatte auch ich das erste Mal das Gefühl auf seinen Spuren zu wandeln. Hier konnte ich mir erstmals vorstellen, daß Jesus einmal gelebt hat.

Bereits in der Früh fuhren wir zum Berg der Seligpreisung hinauf. Eigentlich ist es gar kein Berg. Auf der Hochebene, an einer vorderen Kante ist die Kirche gebaut. Eine sehr ansprechende Kirche. Nicht nur wegen der Umgebung und der schönen Aussicht über den See. Es ist auch keine alte Kirche und trotzdem ist sie ansprechend. Man könnte sie sogar kitschig bezeichnen. Und trotzdem ist sie anziehend. Sie steht in einem Garten mit schattigen Bäumen. Unter einem weit ausladenden Baum saßen wir und Franz erzählte uns von der Bergpredigt, die angeblich hier stattfand. Vielleicht nicht genau an diesem Platz, aber irgendwo hier heroben in der Hochebene, wo man schön auf den See hinunter sah.

Ehrfürchtig gingen wir einen gepflasterten Weg wenige Stufen hinunter zur Kirche. Ulli ging voraus um zu schauen, ob viele Leute in

der Kirche seien. Es war eine italienische Gruppe drinnen. Wir wanderten daher außen um die Kirche herum. Ein herrlicher Ausblick über den See. Nach den Italienern traten wir ein und sangen. Sehr stimmungsvoll. Eine goldene Kuppel über uns und schmale Fenster rundherum, die den Blick auf die schöne Landschaft freigaben. Der Altar stand in der Mitte und die Bänke im Kreis herum. Die Zeit die wir hier verweilten war zu kurz. Die Schönheit stand in keiner Relation zur Anwesenheitszeit. Ich versuchte am Abend nochmals einen individuellen Termin für unsere Gruppe zu bekommen und telefonierte mit einer Nonne aus dem Konvent, die die Kirche betreut. Sie sperren um 17 Uhr sagte sie mir. Ich bot „Schmattes“. Auch das half nicht. Sie seien gar nicht zu Hause. Heute Abend fahren sie nach Kapernaum und niemand sei im Haus. Also vielleicht ein andermal.



Franz meinte: „Heute ist die Theologie zu sehr verhirnt“. Hier verstand ich was er meinte. An der Quelle des Jordan konnte ich spüren, daß hier Jesus einmal war. Zu seiner Zeit schon ein phantastischer Ort. Wenn man aus der Wüste kommt und dann hier

Wasser, kühlere Luft als weiter unten und üppige Vegetation findet, dann ist es etwas Exquisites. Es war der „Sommerfrischeort“ der besseren Gesellschaft. Das bestätigt auch, daß Jesus nicht aus armer Familie kam, sondern aus einer angesehenen, nicht armen Handwerkerfamilie. Heute würde man „Geschäftsleute“ sagen. Er hatte auch schreiben und lesen gelernt, auch wenn er zeitlebens Nichts aufgeschrieben hatte.

Hier standen einmal Tempel, die die Quellen überdachten. Heute kann man noch ihre Ruinen und auf einem Plan die mögliche Ausführung bewundern. Der Felsen hängt wie eine Grotte über die Quelle und gibt ihr so zusätzlich noch einen Rahmen.

Eine Krabbe huschte über den Weg. Später sah ich eine so große Eidechse, wie ich sie vorher noch nie gesehen hatte. Vielleicht einen dreiviertel Meter lang saß sie vor mir am Weg. Fast wie ein kleiner Drache.

Der dahinter liegende Berg Hermon hat noch Schneefelder.

Im Winter kann man sogar Schifahren. Er speist den Jordan das ganze Jahr hindurch. Wie ein Schwamm behält er das



Winterwasser und gibt es kontinuierlich ab. Der Jordan fließt dann hinunter in den See Genezareth und von dort weiter ins Tote Meer, wo er dann verdunstet. Kein weiterer Abfluß ist möglich. Zu tief hat er sich vorgewagt.



Den jungen Jordan entlang war ein Weg markiert, dem ich mit Ute folgte, bis wir zu einer ausgedienten Mühle kamen. Das Hinweisschild nannte es „Power Station“. Im Englischen ein härteres Wort als im Deutschen. Normalerweise ist es umgekehrt.



Direkt an der Quelle, dort wo das frische Wasser aus dem Felsen strömt füllten wir die Wasserflaschen für zu Hause. Es war eine ordinäre Plastikflasche. Vorher war Mineralwasser drinnen. Die Aufschrift der Herstellerfirma „Eden“ paßte aber doch zum heiligen Wasser. Angeblich hat ein Pilger einer vorangegangenen

Reise sein Jordanwasser noch vor der Heimreise ausgetrunken, weil er es mit einer echten Mineralwasserflasche verwechselte.

Wir hatten ausreichend Zeit und konnten so, jeder für sich, unter einem Baum, vor einer Quelle oder Höhle noch meditieren. Lediglich Schulklassen kamen manchmal vorbei und störten. Auch hier hatten die Lehrer Gewehre am Rücken um die Schüler im Ernstfall verteidigen zu können.

Der Golan ist ein Waffenlager. Auch wir fuhren an Panzern, Schützengräben, militärischen Stellungen und Kasernen vorbei. Überall übende Soldaten. Schon um 6 Uhr früh hatte uns ein Kanonenschuß aus den Bergen geweckt. Die Fenster zitterten und

jeder wurde wach. Zwei Mal wurde diese militärische Attacke wiederholt. Auf der einen Seite die Israelis, dazwischen die UNO Soldaten und dahinter – für uns nicht sichtbar – die syrischen und libanesischen Einheiten. Israel hat diese Höhen erobert um im unteren Land sicher leben zu können. Von hier heroben hatten die Syrer ihre Siedlungen beschossen. Mit dem ist nun Schluß. Das hügelige Land ist nicht verbaut. Jetzt Anfang Mai ist es noch grün. In wenigen Wochen wird der Wüstenwind auch hier herauf wehen und in wenigen Tagen das Grün in Braun und Gelb verwandeln.

Die Straße windet sich in Serpentinaen hinauf.

Es weht immer frischer Wind vom Mittelmeer oder von der Wüste herauf. Man nützt ihn mit Windrädern zur Stromproduktion.

Die österreichischen Soldaten – sie bewachen das Niemandsland zwischen Israel und den Nachbarstaaten Syrien und Libanon – besuchten wir nicht, obwohl wir nur wenige Kilometer an ihren Stellungen vorbei fuhren.

Wir kehrten um, hinunter zum See.

Mittagsrast machten wir in einem der vielen Naturparks, die der Staat geschaffen hatte. Dort wo der Jordan in den See mündet hat man einige Hektar für Ruhesuchende reserviert. Der sogenannte „Jordanpark“. Hohe schattige Bäume und Holzbänke und Tische luden zum Mittagessen ein. Unsere mitgebrachten Speisen waren heute schnell weggegessen. Obwohl die Mahlzeiten im Kibbuz ausreichend und ausgezeichnet sind, hatten alle Hunger. Man wird ans viele Essen gewöhnt.

Wir plauderten mit Maria und Johann über ihre Töchter und wie sich unsere Kinder so entwickeln. Die Mittagsstunde verging wie im Flug.

Freddy spielte auf einer Flöte. Plötzlich kam es zu einem Zwiegespräch mit den Vögeln. Sie reagierten auf die Holzflöte und antworteten auf Freddys Töne. Schade, daß wir diesen friedlichen Platz wieder verließen, aber das Nachmittagsprogramm rief.

Amerikanische Archäologen graben die alte Stadt Betseida im Nordosten des Sees am Jordanfluss aus. Hier hatte Jesus mit fünf

Broten und zwei Fischen 5000 Menschen verköstigt. Hier heilte er einen Blinden. Hier wurden fünf seiner Apostel – Petrus, Andreas, Phillipus, Jakobus und Johannes – geboren.

Heute liegt das ehemalige Fischerdorf einige Kilometer vom Seeufer entfernt. Der See ist kleiner geworden.

Mit Ute und Elisabeth kletterte ich über die Absperrung hinüber zur anderen Seite der Ausgrabung. Hier fanden wir eine Straßenkreuzung. Zwei Stelen markierten den Eingang ins Dorf. Elisabeth fotografierte. Wir räumten Kübel und Säcke der Archäologen weg um Elisabeths Fotomotive zu verbessern.

Da keine Arbeiter am Ort waren holten wir die anderen der Gruppe nach.

Neben dem Eingang stand ein Dattelbaum, der sicherlich schon vielen Menschen Schatten gespendet hat.

Das Wechselspiel zwischen Hitze und Kühle ging weiter: hinein in den kühlen Bus und beim nächsten Stop wieder hinaus in die Hitze. Die kleinen Grippeteufelchen freuten sich.



Der Ort Kapernaum ist am Nordufer des Sees erbaut. Alte Ausgrabungen bezeugen die lange Tradition, daß Menschen diesen schönen Ort zu nutzen. Ein achteckiger Bau wird als Wohnhaus Petrus ausgewiesen. Es ist aber unwahrscheinlich, daß ein so großer Bau als Wohnhaus diente. Eher war es ein Versammlungs- oder Opferraum. Heute ist er mit einem modernen Stahlbetonbau, der eine

Kirche enthält, überbaut. Nun, über Geschmäcker kann man diskutieren. Jede Zeit glaubt ihre Beiträge zu liefern. Die griechisch orthodoxe Kirche in der Nähe ist vor 100 Jahren gebaut. Auf uns wirkt sie heute schon alt. Damals war sie für viele vielleicht auch störend. Wichtiger war die Synagoge. Hier konnten wir am Boden noch die Schachbretter der Soldaten sehen. Neben dem Eingang war eine stark strahlende Säule. Wieder ließ Franz mich, den Anfänger mit der Wünschelrute gehen und ich war der vielleicht bessere Beweis der Strahlung, denn ich glaubte nicht daran und zeigte auch Widerwillen. Trotzdem drehten sich die Drähte wie verrückt, wenn ich über diese Stelle ging. Als die Gruppe weg war, ging ich nochmals zurück um mich zu vergewissern. Alleine ging ich diese Erdstrahlen nochmals ab und konnte so ungestört in meinen Körper hinein horchen und die Wahrheit überprüfen. Die Hände wurden schwer und kribbelig.



Die Sonne brannte jetzt schon sehr stark. Es war wie im Hochsommer. Auch für Israelis war es bereits ausnehmend heiß. Eine Temperatur, wie sie Anfang Mai normalerweise nicht auftritt.

Wir waren daher froh wieder in den gekühlten Bus einsteigen zu dürfen.



Um 16 Uhr waren wir im Kibbuz Hotel zurück. So konnten wir die Sonne und den See noch genießen. Das Seewasser sank im Laufe der letzten Jahre, wodurch wir auch länger zum Strand wandern mußten. Sprungtürme stehen heute vor einer wasserlosen Bucht.

Viele aus der Gruppe fanden sich noch ein. Neben dem Schwimmen im See kam es zum Erfahrungsaustausch der beiden Gemeinden Südstadt und Hinterbrühl. Wir kennen einander zu wenig. Im Laufe der Reise kamen wir uns aber näher. Gesprächsrunden wie diese am Seeufer, lieferten einen Beitrag.

Der Abend war frei. Ich brauchte diese Freiheit auch, denn die einfallende Grippe mußte gepflegt werden. Gleich nach dem Abendessen ging ich ins Bett. Viele Medikamente von verschiedenen Freunden nahm ich ein. Werden sie wirken? Werde ich morgen aufstehen können?

Freitag: Hörner von Hattin – Tal der Tauben – Peterskirche – Tabgha - Bootfahrt

Es war leicht dunstig. Werden wir da die Sonne sehen können, wenn sie über dem See aufgeht?

Um ½ 6 Uhr läutete der Wecker im Nachbarzimmer. Ich war schon wach. Die Grippe hatte mich eingeholt. Eine gruppendynamische Erscheinung. Einer begann und immer mehr husteten. Der Temperaturkontrast zwischen Hitze und Klimaanlage fördert ihr Entstehen.

Wenig später dann der Wecker von Hannelore. Man mußte kein Licht aufdrehen. Es war schon hell. Das Zurückziehen der Vorhänge genügte. „Katzwäsche“ sollte für die Begrüßung der Sonne genügen.



Langsam gingen wir hinunter zum See. Die Frösche quakten. Zwei Hotelgäste schwammen schon im Wasser. Unsere Gruppe saß ganz

vorne auf den Steinen der Uferböschung. Nach und nach trafen alle ein.



Aus der anderen Bucht kam laute Technomusik. Beim Weggehen empfand ich sie noch als störend. Als ich dann am Ufer saß und auf die rote Scheibe Sonne wartete fand ich das passend. So etwas Mächtiges wie unsere Sonne kann man nur mächtig begrüßen. Diese elektronische Musik mit ihrem Rhythmus hat etwas sehr sehr Mächtiges in sich.

Unsere Befürchtung, man könnte sie nicht sehen war unbegründet. Ein kleiner roter Schlitz war das Erste was sichtbar wurde. Jemand in der Gruppe hatte eine Klangschale mit und begrüßte das erste Funkeln mit einem Ton. Dann schob sie rasch nach und bald merkte man, das sie rund ist.

Sie verwandelte den See in ein buntes Gemälde. Braunrot, weiß, blau, grün, gelb, orange – verschiedenste Farben glitzerten über die gebogenen Wellen. Ein Ausschnitt daraus fotografiert könnte auch ein modernes Kunstwerk sein. Eventuell sogar eine Computergrafik.



Wie in einem Drehbuch trat die Technomusik in den Hintergrund und wir sangen ein Begrüßungslied.

Wie oft haben Menschen schon auf diesen Augenblick gewartet? Ist sie doch lebensnotwendig. Kommt sie nicht sind wir alle tot.

Die Profis unter uns, also jene, die schön öfter mit Franz auf einer Israelpilgerreise waren, drängten auf eine Wanderung durch das Tal der Tauben. Er weigerte sich irgendwie, gab aber dann doch nach.

Von der Stadt Tiberias aus fuhren wir auf die Hörner von Hattin. Ein Berg mit zwei Tafelbergspitzen. Die neuen Betonbauten der Stadt gingen sehr weit hinauf. Häßlich verstümmelten sie die Landschaft.



Hier hatten die Kreuzritter erstmals entscheidend verloren. Der Bus fuhr so weit er konnte den Feldweg hinein und dann wanderten wir hinauf, wo einst eine Kreuzritterburg stand. Die Felder hier waren einmal ein Schlachtfeld. Nichts mehr ist von den hunderten Toten und dem vergossenen Blut zu sehen. Verständnis bekommt man für die Situation, wenn man selbst darüber geht. Es war sehr heiß und damit verständlich, daß Männer, die in eiserne Rüstungen gesteckt waren in

diesen vor Hitze umkommen mußten. Ganz zu schweigen davon auch noch mannhaft zu kämpfen.

Nach dieser verlorenen Schlacht konnte nur mehr die Festung Akko am Mittelmeer erhalten werden. Durch den direkten Nachschub vom Meer war das leichter. Vom Berg sah man weit in das fruchtbare Land und hinab zum See.



Wir mussten denselben Weg wieder zurück. Der Bus wartete, um uns zum Abstiegspunkt zu bringen. Dieser Weg war quasi die Generalprobe für den langen Marsch. Aber niemand meldete sich ab. Alle gingen mit. Auch Franz, unser Senior mit über 90 Jahren.

Beim Friedhof im Dorf stiegen wir aus und wanderten hinaus durch eine Wiese. Der Weg war beschildert, wenngleich auch die Texte hebräisch und für uns unlesbar waren. Plötzlich fehlte aber jeglicher Hinweis, wo es weitergehen sollte. Die Gruppe zerstreute sich. Einige versuchten querfeldein hinunter zu kommen. Ich hielt mich an ausgetretene Pfade. Nach meinem Gefühl ging es zuerst ins Tal hinein. Das taten mir dann auch fast alle nach, was für die Hinteren besser war. Die Disteln waren hier über einen Meter hoch und stachen. Der erste – in dem Fall war es ich – bekam die meisten Stiche

ab. Ich trat seitlich auf die Disteln ein, um sie mit jedem Schritt nach außen umzuknicken. Das machte es den Nachkommenden leichter. Dann fand aber auch ich keinen Weg mehr. Ich ging einige hundert Meter voraus um zu suchen. Erfolglos. So mußte auch ich meine Gruppe gerade durch die Wiese in den Taleinschnitt hinunter führen. Das war aber nur kurz, denn unten tauchte ein ausgetretener Wanderweg auf. Dieser führte direkt zwischen die Felswände hinein. Wir warteten bis alle den offiziellen Weg erreicht hatten und stimmten ein Lied an.



Hier unten war es feucht. Ein Bach teilte sich mit dem Weg den Platz. Dadurch mußten wir manchmal über Wasser von einem Stein zum anderen hüpfen. Gisi hatte einfache Stoffschuhe an und watete direkt durchs Wasser.

Die Felswände stiegen links und rechts vom Weg an. Es war ein poröser Stein mit vielen Höhlen und herabgefallen Felsbrocken. Hannelore sprach bei einer späteren Rast die Fürbitte aus zwei bedrohliche Felsen oben zu halten und nicht auf uns herabfallen zu lassen.



Disteln wuchsen hier Meterhoch und blühten. Ich nahm welche mit nach Hause. Eine davon für Franz, der sicherlich gerne mit uns gewesen wäre und jetzt unten im Bus warten mußte. Zwischen den Sträuchern weideten Kühe. Sie ließen sich durch uns nicht irritieren. Erstmals in meinem Leben fürchtete ich mich nicht vor diesen Tieren. Vielleicht, weil man in der Gruppe stärker ist.

Vor dem Ausgang der Schlucht war eine Felswand, die man die Klagemauer nennt. Auf Anraten von Monika hatten wir beim Weggehen jeder einen Stein in die Hand genommen, um damit symbolisch ein bestimmtes Problem herunter zu tragen. Jetzt an der Klagemauer konnte man das Problem wegwerfen. So weit weg wie möglich. Damit müßte es erledigt und geklärt sein. Einzig Gisi hinterlegte ihren Problemstein an der Klagemauer. Sie konnte ihn noch nicht wegwerfen.

Eine Flasche Wein wurde geöffnete und kreiste zur Feier des Tages. Lieder wurden gesungen und gebetet. Für Franz, unseren Senior gab es einen Spezialapplaus. Jeder freute sich, daß er gut heruntergekommen war. Er fühlte sich mit uns – wie er selbst sagte – auch jünger und war froh mitgegangen zu sein.

Am Ende des Wanderwegs kommt man direkt in ein palästinensisches Siedlungsgebiet. Um 12 Uhr Mittag waren wir an der Klagemauer und der Muezin der Dorfmoschee rief laut zum Gebet. Die Romantik der

Wanderung war schlagartig zu Ende. Häßliche Stahlbetonwohnhäuser klebten an den Abhängen.

Franz wartete schon mit dem Buschauffeur. Wir fahren hinunter zum See. In einem Freizeitzentrum – genannt Hawai – direkt am See hatten wir unser übliches Picknick.

Nach dem Essen fahren wir zur Peterskirche an der Nordseite des Sees.



Die Kirche wurde erst in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts erbaut. Aus schwarzem Stein gemauert steht sie sehr romantisch direkt am See. Sie ist über einem Felsen errichtet, den man „Mensa Christi“ nennt. Der Felsen zieht sich aus der Kirche hinaus und hinunter direkt ins Meer. Am kleinen Strand liegen mehrere herzförmige Steine. Liesl borgte mir wieder ihre Wünschelrute und ich wanderte die Stelle ab. Die Eisenhacken begannen sich wie wild zu drehen.

Zu Fuß gingen wir ins benachbarte Tabgha. Hier fand die wunderbare Brotvermehrung statt. Das ist aber nur symbolisch gemeint. Man hat



eben alles was die Leute zum Essen mithatten zusammengetragen und anschließend hatten alle gemeinsam davon gegessen. Egal, wem was gehörte. Alle wurden satt. Es ist ein schönes Kloster. An das Wunder erinnert noch ein altes Fresko unter dem Altar, das zwei Fische und ein Brot darstellt. In den sechziger Jahren hat man hier in der Nähe ein 2000 Jahre altes

Fischerboot gefunden. Es wird in einem eigens dafür errichteten Museum in unserem Kibbuz ausgestellt. Für touristische Fahrten wurde das Boot nachgebaut. Vom Anlegesteg in unserem Kibbuz weg fahren wir mit so einem Jesus-Boot hinauf zur Kirche Petrus. Es war nicht leicht den Rollstuhl und Franz an Bord zu bringen. Er war auch einigermaßen nervös.



Früher fuhren die Fischer mit einem Segel und vom Wind getrieben. Unser Nachbau hatte einen Dieselmotor.

Bei der Rückfahrt stellte der Steuermann den Motor kurz ab. Franz bat nicht zu sprechen und nur dem See und dem Plätschern des Wassers zu lauschen. Eine eigenartige Ruhe stieg hoch.



Nach dem Anlegen besuchten wir noch das Originalboot im Museum. In Kunststoff ist es eingelegt worden, um es für die Zukunft zu konservieren.

Nach dem Abendessen feierten wir in der Synagoge. Alle waren sehr müde vom anstrengenden Tag und viele auch verkühlt, so daß keine gute Stimmung aufkam.

Trotzdem gingen wir glücklich ins Bett.

Sabbat: Haifa – Karmel – Kirche der Seligpreisung

Ich bin unglücklich. Bis zu dieser Stelle habe ich mein Reisetagebuch abends immer in den mitgebrachten Computer getippt.

Bedingt durch meine Grippe ging ich von nun an immer gleich ins Bett und konnte am Abend nicht mehr arbeiten. Um trotzdem meine Eindrücke zu konservieren hatte ich ein altes Schulheft mit, in das ich im Laufe des Tages meine Eintragungen machte. Auch vieles, was Franz sagte schrieb ich mit. Zu Hause wollte ich es in den Computer übertragen.

Oh Schreck. Zu Hause angekommen war das Heft nicht mehr zu finden. Alles wurde von mir mehrmals umgedreht. Jeder Koffer nochmals geöffnet. Erfolglos. Das Heft blieb verschwunden und mit ihm die Eindrücke der letzten beiden Tage.

Anfänglich wollte ich das „Pilgerbuch“ gar nicht komplettieren. Dann, nach Tagen habe ich mich doch entschlossen. Sicherlich ging von nun an vieles verloren. Am meisten traurig macht es mich die Worte von Franz verloren zu haben. Aber solch geistiger Inhalt eines alten Schulheftes hat eben keinen Wert. Auch im Lost and Found Büro der Luftlinie fand man es nicht. Für eine Putzfrau, die das Flugzeug reinigt ist es eben ein gebrauchtes Heft und wird so wie zurückgelassene Zeitungen weggeworfen.²

Ich bin im Bus die meiste Zeit ganz hinten gesessen. Da hatte ich immer einen guten Überblick. Einen Überblick über die Stimmung und das Wohlbefinden der Gruppe. Einzig beim Singen war ich benachteiligt. Zeit versetzt kamen die Töne hinten an.

² Auf einer Griechenlandreise fand ich ein Monat später das gesuchte Heft im Außenfach meiner Tasche. Dieser Bericht war aber schon fertig geschrieben.

Es war der erste Tag mit Wolken, aber die Sonne kam oft durch.

Es war Samstag und für die Juden Sabbat.

Beim Besteigen des Buses war es noch ein Geheimnis, wo wir hinfahren würden. Sicherheitshalber waren alle für Kirchenbesuche gekleidet. Also keine kurzen Hosen und keine stark dekoltierten Kleider oder Blusen. Wir fuhren beim Kibbuz hinaus, an den Kamelen vorbei und hinein ins östliche Hinterland.

Ohne das Tagesziel zu kennen sangen wir „Dies ist der Tag den der Herr gemacht“.

Dann sprach es sich durch: wir fuhren nach Haifa. Franz erinnerte an den Sinn unserer Reise und daran, daß wir Pilger seien. Schweigend fuhren wir an der schönen grünen Landschaft vorbei.

Franz redete uns ins Gewissen. Den Juden sei der Sabbat ein heiliger Tag. Die Liberalen zerstreuen sich mit Erholung. Sie gehen baden oder wandern. Den Konservativen ist sogar die Anzahl der Schritte, die sie an diesem Tag tun vorgegeben. Das könnten wir nicht. Wir seien zu unruhig. Franz gab als Ziel des Tages aus, nur Gespräche zu führen, die meditativen oder spirituellen Charakters sind. Wer das nicht will stehe daneben und solle die anderen in Ruhe lassen. Ein geschwisterlicher Ton sei angebrachter als ein burschikoser. Meditieren heiße nachdenklich sein; sich bemühen, in sich selber Ordnung zu haben. Stille und Ruhe zu finden – auch im eigenen Verhältnis zu Gott. Selbst die äußeren Dinge sollen wir akzeptieren.

Es war der letzte Tag der Reise. Morgen sei es schon geschäftig und hastig. Wir sollen versuchen, diesen Tag zu einem positiven zu machen. Wir sollen uns selbst positiv stellen.

Boto Strauß, ein nachdenklicher Essayist, sagte „Wir haben einen devotionsfeindlichen Wirklichkeitsbegriff“. Devotation sei Einfühlung. Wir seien vereinzelt. Keine Gruppen und fern jeder Solidarität. Keine gemeinsame Kultur oder Religion verbinde uns.

Dann kam die Geschftsstadt Haifa auf uns zu. Eine Einfahrtsstrae wie in Amerika mit Tankstellen, Supermärkten und Drive Ins. Große Werbetafeln, Neonreklame und schmutzige Straßen. Das war nicht das

„Heilige Land“. Obwohl wir auf Pilgerfahrt waren zog der Bus dann doch eine Runde durch die Stadt und gab eine kurze Stadtführung vorbei am Hafen und dem Tempel der Bahai. Unser eigentliches Ziel war aber der Berg Karmel. Heute ist es ein Marienheiligtum und stellt die Verbindung zur Mutter Erde dar. Der Karmel ist auch ein Kultplatz, der sehr weit in der Geschichte zurückreicht. Hier wurden Fußabdrücke der ersten aufrecht gehenden Menschen gefunden.



In der Grotte der Kirche sammelten wir unsere Gedanken. Vor dem Altar kann man ein Loch im Boden öffnen und hinein greifen. Niemand konnte den Felsen ertasten. Ich hatte mich ausgestreckt flach auf den Boden gelegt, so daß meine Hand in ihrer ganzen Länge hinein konnte, aber auch ich spürte keinen Felsen.

Wir zündeten Kerzen an und beteten. Unser Gesang aus der Grotte hallte Zeit versetzt in der Kirche wider. Hier sind wir wieder geistig näher zusammengerückt. Hier mit dem Felsen, der verehrt wird, hat man das Gefühl, daß Maria die Göttin der Erde, die Schöpferin Gottes ist. Man verehrt sie im Felsen. Am neuen Altar in der Kirche fehlte natürlich die klassische Marienstatue nicht.

Vieles in dieser Kirche kam aus Lateinamerika. Konkret aus Chile. Der Marienkult der Latinos trieb sie zu Überseespenden an. Maria steht dort sehr hoch im Kurs. Ich erinnere mich: als ich das erste Mal in Santiago de Chile war brachte mich – auf Anweisung des lokalen

Geschäftsführers – die Sekretärin auf den Hausberg, auf dem eine riesige Marienstatue stand. Von oben konnte ich auf die Stadt hinunter sehen. Auf den deutschen und den jüdischen Teil. Je nach dem, wann sie nach Chile kamen, vor oder nach 1945 waren sie Nazis oder Juden. Für die Chilenen Deutsche. Durch die Diktatur und Ausbeutung sind sie arm geblieben. Aber immer noch reich genug, um nach Israel, auf den Berg Karmel in eine Kirche Kunstwerke zu schicken.

Gegenüber von der Kirche war eine Aussichtsplattform mit einem schönen Blick über die Stadt. Eine Seilbahn führte von der Stadt herauf. Da der Berg der Stadt vorgelagert ist und an drei Seiten das Meer ist, kann man sich schlechter orientieren. Ein Streit über die Himmelsrichtungen entbrannte. Einige widersprachen sogar dem Kompaß. Franz stellte den Streit ab, in dem er aus der Bibel über das Meer lesen ließ. Das Meer, das unter uns weiß gekrönte Wellen zum Strand schob.



Es war der erste bewölkte Tag während dieser Reise.

Obwohl erst später Vormittag fuhren wir das Mittagslager an. Weiter hinten am Berg Karmel, dort wo es keine Häuser mehr gab. Nur Natur. Dort wo man noch das Gefühl hatte, hier könnten die ersten Menschen gewohnt haben. Die Hochhäuser Haifas - oben am Bergkamm gebaut wirkten sie noch höher als sie schon waren –

schaute herüber in den Wald. Der Bus fuhr eine Sandstraße hinein. Mehrmals versuchte er einen ruhigen Platz zu finden. Es dauerte länger, bis wir „unseren“ Platz fanden. Eine kleine Felswand im Norden und davor eine Wiese zum Lagern. Im Schatten der Ölbäume wurde das Essen ausgepackt. Der Hunger war noch nicht so richtig aufgekommen. Während wir aßen wurde der Dank- und Heilungsplatz aufgebaut. Vor der Felswand stand der Rollstuhl von Franz. Die Fußstützen wurden abgebaut, damit er Bodenfühlung hatte. Vor der Felswand wurde das große weiße Tuch gespannt, mit dem man uns zur Silberhochzeit den Geist heruntergefächert hatte. Mit Steinen wurde es unten beschwert, damit es der Wind nicht bewegen konnte. Ein kleiner Weg hinauf wurde gekehrt und mit Steinen gesäumt. Ein Gartenweg, wie ihn auch Kinder anlegen würden. Er hatte Serpentina und führte nicht direkt zur Felswand. Ein großer Stein zum angenehmen Sitzen war der Beginn des Weges und der Warteplatz für die Zeremonie. An Utensilien bekam Franz zum Rollstuhl eine



Glocke, eine
Klangschale mit
Wasser und
Halbedelsteine.

Dann verteilten wir
uns auf der Wiese
und im Wald. Alle
mit dem Rücken zur
Felswand, aber in
Blick- und

Sichtweite. Sobald Franz läutete durfte einer hinter die Plane eintreten und der nächste rückte auf den Wartestein nach. Hinten erzählte man ihm kniend von den eigenen Problemen und der Lösungsmöglichkeit von Schwierigkeiten im Leben.

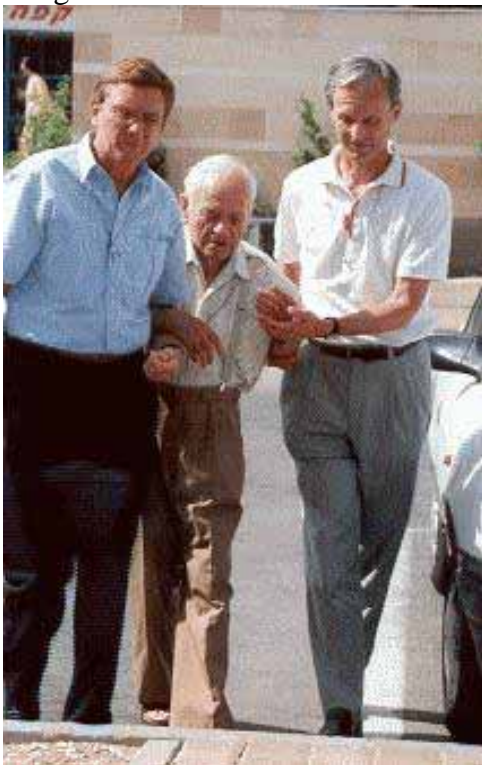
So trat einer nach dem anderen vor. Niemand sprach mit dem anderen. Jeder war mit sich selbst beschäftigt. Vielleicht waren es zwei Stunden, die wir so verbrachten. Vielleicht auch nur eine oder aber auch drei. Man hatte das Zeitgefühl verloren. Als alle ihren Besuch bei Franz absolviert hatten wurde schweigend eingeräumt.

Auf einem Baum wehten unsere Gebetsfahnen. Monika hatte Leinenstreifen vorbereitet, die wir mit Danksagungen und Bitten beschrieben hatten. Der Wind sollte sie jetzt ins All wehen und zur Erfüllung helfen.

Einige Spaziergänger waren verwundert, über das, was hier passierte. Ich beobachtete ein israelisches Ehepaar, das mehrmals durchging, um alles genau zu sehen. Wahrscheinlich dachten sie wir seien eine Sekte. Nun, in der Stadt, in der das Zentrum der Bahais ist, nichts Ungewöhnliches. Oder?

Unbekannten Ziels fuhren wir wieder Richtung Osten. Der See tauchte auf und ein Wunsch der Gruppe erfüllte sich: wir besuchten nochmals die Kirche der Seligpreisung.

Langsam kam Abschiednehmens-Hektik auf. So viel wollten wir noch machen. Der bevorstehende Tag blieb nur mehr für die Heimreise.



Die Gruppe hatte während dieser Woche schon einmal versucht, nochmals zum Berg der Seligpreisung zu fahren. Franz hat diesen Wunsch respektiert und der Sabbatausflug endete mit einem Besuch in der schönen Kirche knapp über dem See. Jeder konnte machen, was er wollte. Wenige sah man in Gruppen oder zu Zweit. Der Thematik des Tages entsprechend war jeder mit sich selbst beschäftigt. Auch hier am Berg der Seligpreisung.

Franz stellte ich in den

Schatten eines Baumes mit Blick auf den See und zur Kirche. Er meditierte hier. Wir wanderten noch in die Kirche, um die Kirche herum und in die Gärten hinunter. Unter einem Laubdach feierten italienische Pilger eine Messe.

Eine $\frac{3}{4}$ Stunde ist viel und wenig. Einerseits freuten wir uns auf diese Zeit in dieser schönen Kirche, andererseits war die vorgesehene Zeit auch wieder rasch um.

Koffer packen, Baden gehen oder nur faulenzten und sich ausruhen. Der späte Nachmittag lud mich zum Hinlegen ein. Die Grippe ließ nicht locker. Starke Medikamente sollten mir die Heimreise erleichtern.

Alles was wir taten bekam den Zusatz „das Letzte .. in Israel“. So das letzte Frühstück, das letzte Mittag- oder Abendessen. Alles war sehr köstlich. An diesem Samstagabend konnte sich niemand halten. Jeder von uns aß zu viel. Was sind auch schon einige Kilogramm mehr Gewicht gegen diese Köstlichkeiten. Ich nahm von der einen oder anderen Vorspeise mehrmals, kostete die verschiedenen Hauptspeisen oder lud mir mehrere Nachspeisen auf den Teller.

Viele Mägen knurrten auf Grund der „Überbelastung“ während der Abendmesse in der Synagoge.

Alle brachten wir unsere Reiseandenken und Geschenke für die Daheimgebliebenen mit, um sie von Franz segnen zu lassen. Wie auf einem weihnachtlichen Gabentisch standen in der Mitte des Raumes Holzkamele, Ikonen, Steine, Edelsteine, Kerzenleuchter und Wasserbehälter mit Jordanwasser.

Die letzten Danksagungen für die schöne Reise wurden ausgesprochen. Keiner war ernsthaft erkrankt oder hatte sich verletzt.

Der letzte Shalom, der letzte Friedensgruß im Land des Shalom. Nächstes Jahr wieder hier? Wann wird „nächstes Mal“ sein?

Sonntag: Cäsarea – Tel Aviv – Heimflug

Selbst am letzten Tag blieb es noch ein Geheimnis, wo wir hin führen. Das Endziel war der Flughafen, das war klar. Wo aber vorher hin? Um 12 Uhr verließen wir das Hotel am See Genezareth. Um 13 Uhr sollten wir am Flughafen in Tel Aviv sein. Da war noch Zeit für eine Besichtigung.

Wenige Minuten vor Abfahrt bat mich Franz um ein Dankeslob und rückblickende Worte. Ich hatte keine Zeit um etwas vorzubereiten und mußte daher sagen, was mir wirklich durch den Kopf ging.

Als Dank wählte ich einen Psalm, der auf den Reichtum des Landes einging. Der Psalm erschien mir treffend für dieses fruchtbare Land. Man soll zwar nicht vergleichen, aber diese Menschen haben mehr von allem, als Menschen in Sibirien oder in Afrika. Wie gingen wir damit um?

Ich saß in der ersten Reihe des Busses neben dem Fahrer. Während die schöne Landschaft an uns vorbeizog dachte ich laut nach. Ich hatte nicht das Gefühl zur Gruppe zu reden. Ich hatte zwar das Mikrophon in der Hand. Ich wußte, daß dieses den Ton zu den Lautsprechern über den Sitzen brachte, aber ich dachte an die Tage in Israel.

Die Gruppe war groß und klein. Wir waren 34 Personen. Ich hatte aber immer das Gefühl, daß wir nur sechs oder acht waren. Jeder war rücksichtsvoll und zuvorkommend. Niemand drängte sich auf. Jeder war hilfsbereit.

Was waren wir aber?

Waren wir Pilger oder Touristen?

Waren wir moderne Pilger mit Kamera und Fotoapparat?

Der eine mehr das, der andere mehr das andere.

Auf alle Fälle waren wir keine reinen Touristen.

Selbst die, die mehr touristisch waren wurden von den anderen akzeptiert. Jene die filmten und fotografierten, während andere meditierten ermahnten diese nicht. Man ließ jeden wie er war.

Dank sagte ich allem was wir erlebten. Dank sagte ich Franz, daß es zu dieser Reise kam und er uns leitete. Dank sagte ich der Sonne, die uns immer schönes Wetter bescherte. Auch war ich der Meinung, daß immer eine gute Wolke über uns schwebte, auch wenn sie physisch nicht sichtbar war.

Jeder von uns war aber auf Erholung. Nicht nur auf körperlicher, sondern auf geistiger und seelischer. Wir hatten Körper und Geist aufgetankt. Voller Energie und Ausdauerkraft waren wir am Heimweg. Jeder nahm etwas mit. Der eine mehr, der andere weniger.



Am Weg machten wir Halt bei einem Supermarkt. Ein Supermarkt, wie er auch irgendwo in Amerika oder zu Hause stehen könnte. Klimatisiert und schöne Shops.

Der eigentliche Zielpunkt vor der Ausreise war aber Cäsarea. Gegründet wurde die Stadt am Meer von Herodes. Eine schöne antike Luxusstadt, wie man auch an den Ausgrabungen sah. Heute hat die Stadt den größten und schönsten Golfclub des Landes.



Das Amphitheater ist wieder restauriert, allerdings ohne Bühnenwand. Das wirkt auf uns sehr gut. Anstelle der Kulisse ist das Meer. Ein Anblick nur für die Augen; nicht für das Ohr und die Akustik. Das Meer ist zu laut und schluckt die Stimmen von der Bühne. Die Griechen hatten zwar die Umgebung als Bühnenhintergrund in ihren Theaterbauten mit berücksichtigt. Auch die Akustik? Ein tobendes Meer hätten sie nie in den Theaterraum gelassen. Die Römer verbauten den Hintergrund mit einer ebenso hohen Mauer.

Wir saßen ganz oben in den Rängen und unten sang Annemarie für uns. Sie sang sehr schön, wurde aber immer wieder vom Wind und vom Meer gestört.

Das römische Theater mit falschem griechischem Geist schlug unsere Annemarie unter ihrem Wert.

So wie in der Neuzeit in Haifa war auch hier in der Antike der ausschlaggebende Punkt für das Aufstreben der Stadt ein Hafen. Ein Hafen, der dem Sandstrand durch lange vorgelagerte Kaimauern abgerungen werden mußte. Davor ein Tempel, an dessen Mauern sich das Meer mit hoher weißer Gischt seit Jahrtausenden bricht.

An allen Ecken arbeiteten Archäologen und bauten aus und auf.

Um 12 Uhr – das Abschiednehmen kam näher – brachen wir zur letzten Busfahrt, zum Flughafen nach Tel Aviv auf. Monika sammelte mit einem Hut Trinkgeld für den Chauffeur ein. Die wirklichen Führer – Franz, Brigitte und Monika – bekamen kein Trinkgeld und keiner sprach ein Dankeswort. Schade!

Am Flughafen erwartete uns der junge blonde Mann, der uns auch bei der Einreise in Empfang genommen hatte. Er organisierte es, daß wir uns nicht in der langen Reihe anstellen mußten, sondern speziell behandelt wurden. Man untersuchte unser Gepäck und befragte uns detailliert. Eine Viertel Stunde nur Hannelore und mich. Alles aber korrekt und höflich. Dann wurden wir zum Einchecken vorgelassen. Nach der Paßkontrolle war noch Zeit zum Einkaufen.

Die Hälfte der Flugzeuge am Vorfeld kam aus der ehemaligen Sowjetunion. Ein junger russisch orthodoxer Pope mit seiner dicklichen Pfarrersköchin wirkte unwirklich in dieser modernen Welt.

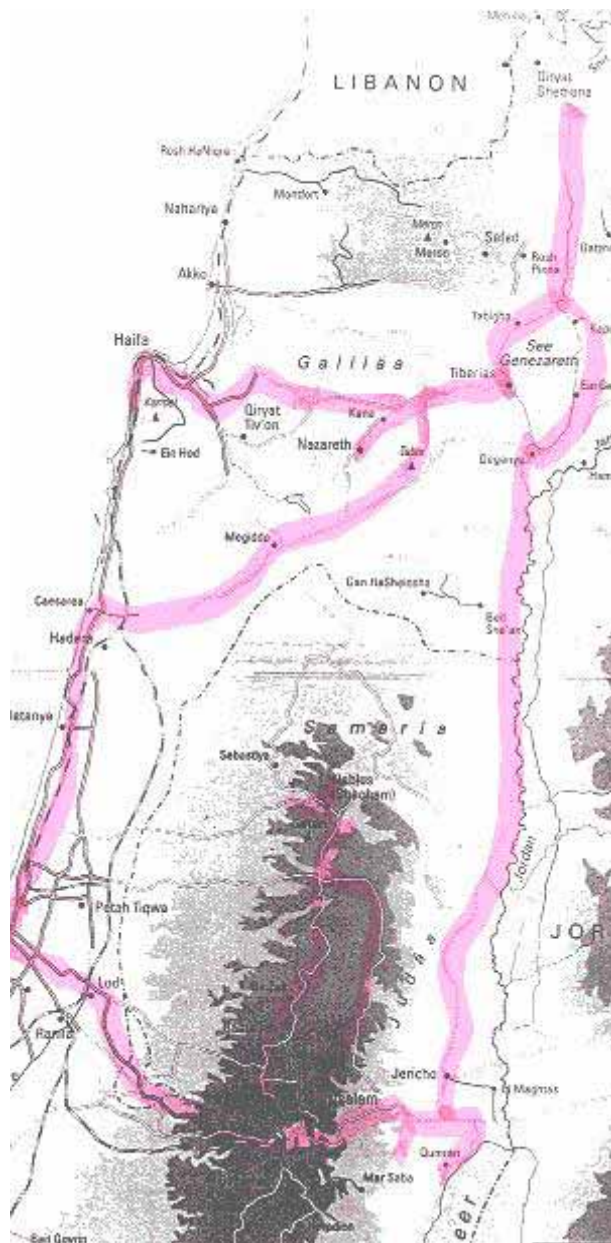
Unsere nationale Airline flog uns mit einem Airbus heim. So kam schon in Israel Heimatstimmung auf. Heimatstimmung mit Straußmusik aus dem Lautsprecher und dem österreichischen Menü.

Franz genöß die Reise. Er residierte auf seinem Sessel. Es ging ihm sichtlich gut. Er, der während der Reise fast nichts gegessen hatte verspeiste das Flugzeugmenü. Dann führte er Einzelgespräche. Dies passierte durch Sitztausch. Er brachte Bewegung in uns hinein. Mal sprach er mit dem, mal mit jenem. Der jeweils Betroffene mußte Sitztauschen. Der eigentliche Sitznachbar von Franz – Brigitte – saß immer bei jemand anderem. Letzte psychologische und theologische Beratungen.

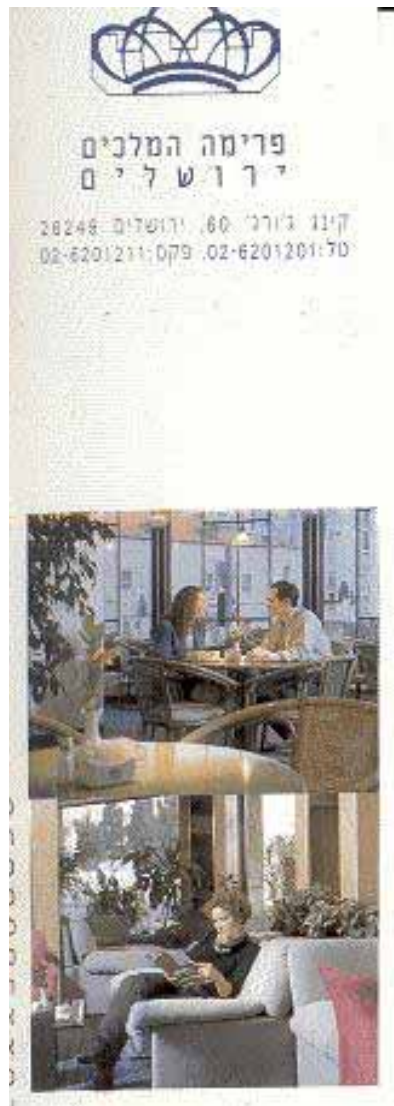
Nach der Zollkontrolle im unromantischen Gepäcksabgaberaum in Wien-Schwechat kam die romantische Abschiedsszene. Letzte Worte von Franz. Letzte Küsse und jeder ging seinem Weg nach. Auf jeden

wartete draußen jemand. Die Edelsteine der Kette gingen mit ihren Besitzern auseinander um wahrscheinlich nie mehr im Leben zusammen zu kommen.

Landkarte



Hotel David



A. 100% - 100% - 100% - 100%



1000 10 100
Nov Century Hotel

7170

1000 10 100
 1000 10 100
 1000 10 100

1000 10 100

ORIGINAL INVOICE 79006

Receipt

Date: 10/05/2023
 Period: 10/05/2023 - 10/05/2023

1000 10 100

Group Name: 1000 10 100
 Ref/Order #: 1000 10 100

1000 10 100 1000 10 100

Date	Mer	Description	Debit	Credit
06/07	1	Restaurant Soft Drinks -10000 : CHECK 40000	10.00	
06/08	4	Coffee Shop/Bar Beverage -10000 : CHECK 40000	20.00	
06/08	1	Restaurant Soft Drinks -10000 : CHECK 40000	17.00	
06/08	1	Restaurant Soft Drinks -10000 : CHECK 40000	35.00	
06/08	1	Restaurant Soft Drinks -10000 : CHECK 40000	41.00	
07/08	1	Restaurant Soft Drinks -10000 : CHECK 40000	15.00	
08/08		Restaurant Soft Drinks Diners Club International 10000001000000	10.00	444.42

Handwritten initials

Total 444.42 444.42

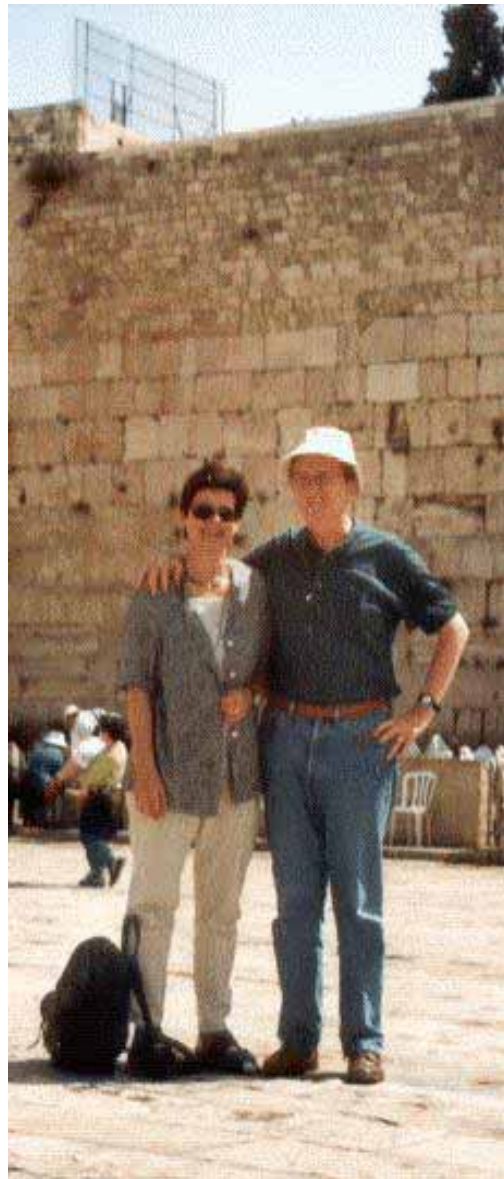
1000 10 100 0.00 NIS

1000 10 100	Taxable Amount	NIS	444.42
1000 10 100	V.A.T.	NIS	0.00
1000 10 100	Non Taxable Amt	NIS	0.00
1000 10 100	Total Net	NIS	444.42
1000 10 100	TOTA	NIS	444.42

Total in USD 108.40

Printed by: 1000

An der Klagemauer



Impressionen



